

SOZIOLOGIE MAGAZIN

Publizieren statt archivieren

SONDERHEFT 8

Trautes Heim, Glück allein?

Soziologien des Wohnens heute

Zwische Heimat und Erlebnisorientierung von Jennifer Weiß|

Zwischen Offenheit und Tradition von Pauline Hatscher|

Kollektive Sorge von Janine Thiel

Herausgegeben von Alina Wandelt

Außerdem: Expert*inneninterview | Kongressbericht

MAGAZIN FÜR STUDIERENDE UND SOZIOLOGIEINTERESSIERTE

SOZIOLOGIE MAGAZIN

Publizieren statt archivieren

SONDERHEFT 7

2022

Upside Down

Krisen und Chancen des Raums in
der (Post-)Corona-Gesellschaft

Die Corona-Pandemie als Krise des Raums von Anna Bautz &

Luca Reinold | Nachbar*innenschaft – „findet pandemie-

bedingt online statt“?! von Nina Böcker & Steffen Jahn | „No tears

for the creatures of the night?“ von Steven Reinhardt

Sonderheft 7 | 2022 | E-Journal: www.soziologiemagazin.de

Außerdem: Expert*inneninterviews | Ausgewählte Fachliteratur

SONDERHEFT 7
ONLINE VERFÜGBAR

www.soziologiemagazin.de

Vorwort

Die „Wohnungsfrage“ (Engels, 1872) und Wohnen als sozialräumliche gesellschaftliche Praxis beschäftigt die Soziologie schon seit geraumer Zeit. So haben sich schon die Klassiker der Soziologie mit Wohnweisen als „räumlich organisierte Lebensweisen“ (Elias, 1983) und der Kommodifizierung von Wohnraum beschäftigt. Seit einigen Jahren hat sich die Beschäftigung mit dem Wohnen zu einem dynamischen und produktiven interdisziplinären Forschungsfeld entwickelt (Schönig & Vollmer, 2020).

Wohnen als Ausdruck sozialer Verhältnisse – das war auch das Thema, mit dem sich eine Gruppe Masterstudierende im Sommersemester 2021 unter der Leitung von Alina Wandelt an der Universität Leipzig beschäftigt. Am Institut für Kulturwissenschaften angeboten, von einer Politikwissenschaftlerin geleitet und mit dem Titel „Soziologie des Wohnens“ versehen, befand sich das Seminar an einer interdisziplinären Schnittstelle. Wir – der Soziologiemagazin e.V. – finden diesen Ansatz spannend und freuen uns, ihn nun auch in Form dieses Sonderheftes präsentieren zu können. Es freut uns umso

mehr, da wir noch nie ein Heft zu wohnsoziologischen Fragen herausgegeben haben. Wir wissen die Initiative der Herausgeberin und der Studierenden sehr zu schätzen. Neben der thematischen Ausrichtung war für uns außerdem die methodische Ausrichtung im Sinne einer multiparadigmatischen Soziologie (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014) von Interesse, indem die Studierenden der Kulturwissenschaften dazu ermutigt wurden, sich empirisch-rekonstruktiv auszuprobieren und eigene empirische Fragestellungen und methodische Ansätze zu verfolgen. Wir waren sehr neugierig darauf, welche Perspektiven auf Wohnen und Herangehensweisen sich aus den verschiedenen dort versammelten fachlichen Hintergründen entwickeln würden.

Tatsächlich bildet dieses Sonderheft nun auch eine große Bandbreite verschiedener Themen ab, die sich im Feld einer „Soziologie des Wohnens“ verorten lassen: Neben zwei kultursoziologischen Beiträgen, die sich mit Idealbildern des Wohnens einer kulturell dominanten Mittelklasse auseinandersetzen, werden mit einem Text über

Care-Arbeit in gemeinschaftlichen Wohnformen Wohnvorstellungen jenseits der klassischen Kernfamilie thematisiert. Mit einem Interview zu Grauzonen der Wohnungslosigkeit nimmt das Sonderheft schließlich auch Grenzfälle des Wohnens in den Blick und gibt darüber hinaus mit einem Bericht über thematisch passende Tagungsbeiträge des Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) 2022 Einblicke in weitere aktuelle Forschungsperspektiven zum Thema Wohnen in Zusammenhang mit Polarisierungsdynamiken.

2

Wir als Verein haben zum Ziel, Nachwuchswissenschaftler*innen zu unterstützen und ihren Arbeiten eine Plattform und Einblicke in das wissenschaftliche Publizieren zu bieten. Daher danken wir allen Beteiligten dafür, dass sie an uns herangetreten sind, wir die entstandenen Beiträge betreuen und gemeinsam mit den Beteiligten ein Sonderheft entwickeln durften. Wir freuen uns sehr, nun zusammen mit Alina Wandelt und den Autor*innen das vorliegende Heft zu präsentieren.

Stellvertretend für die Redaktion des
Soziologiemagazins

Annabell Lamberth und Hannah Lindner

LITERATUR

Elias, N. (1983). *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie*. Suhrkamp.

Engels, F. (1872). Zur Wohnungsfrage. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU (Hrsg.), *Karl Marx und Friedrich Engels Werke*, Bd. 18 (S. 209–287). Dietz Verlag.

Przyborski, A., & Wohlrab-Sahr, M. (2014). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. Lehr- und Handbücher der Soziologie*. De Gruyter.

Schönig, B., & Vollmer, L. (Hrsg.) (2020). *Wohnungsfragen ohne Ende?! Ressourcen für eine soziale Wohnraumversorgung*. transcript.

Das Vorwort wurde von **Hendrik Erz** und **Michelle Giez** lektoriert.

Eine Verschiebung der Ungleichheiten:

Studentische Lebensstile und
das Risiko der Coronapandemie

von Guy Schwegler, Hanna Hubacher,
Hannah Göldi, Michelle Kobler, Maurice
Köpfli, Samea Matter, Simon Räber,
Irina Wais, Fabienne Zurbriggen

**FRAGMENTE #2
ONLINE VERFÜGBAR**

SOZIOLOGIE MAGAZIN

Publizieren statt archivieren

READ US ONLINE | FOLLOW US | BUY AS PRINT

Das Soziologiemagazin ist eine Initiative von Studierenden und jungen Nachwuchswissenschaftler*innen, um die Sichtbarkeit studentischer Beiträge im deutschen Soziologiediskurs zu erhöhen. Mit der Zeitschrift soll die Schnittstelle zwischen Studium und Nachwuchswissenschaft besetzt werden. Zu wechselnden Call4Papers können somit Studierende und Nachwuchswissenschaftler*innen wissenschaftliche Artikel einreichen, die in einem anonymisierten Peer-Review-Verfahren durch das Redaktionsteam und den Wissenschaftlichen Beirat ausgewählt und betreut werden. Das Soziologiemagazin gibt es als kostenloses eJournal sowie als gedruckte Ausgabe als Print-On-Demand.

Mach mit: redaktion@soziologiemagazin.de

soziologiemagazin.de

fb.me/Soziologiemagazin

twitter.com/sozmag

Trautes Heim, Glück allein?

Vorwort.....	1
<i>von Annabell Lamberth und Hannah Lindner</i>	

Editorial.....	6
<i>Trautes Heim, Glück allein? Soziologien des Wohnens heute von Alina Wandelt</i>	

Schwerpunkt

Zwischen Heimat und Erlebnisorientierung.....	13
<i>Ambivalente Sehnsüchte (spät-)modernen Wohnens am Beispiel des Lindenauer Hafens in Leipzig von Jennifer Weiß</i>	

Zwischen Offenheit und Tradition.....	31
<i>Gesellschaftliche Ideale im IKEA-Katalog 2020/2021 von Pauline Hatscher</i>	

Kollektive Sorge.....	53
<i>Care-Arbeit in gemeinschaftlichen Wohnformen mit Kindern von Janine Thiel</i>	

Interview

Grauzonen der Wohnungslosigkeit.....	83
<i>Ein Expertinneninterview mit Hannah Wolf geführt von Annabell Lamberth und Alina Wandelt</i>	

Aus der Redaktion

Polarisierte Welt(en) - Umkämpfte (Wohn-)räume?.....	93
<i>Wohn- und Raumperspektiven beim DGS-Kongress 2022 von Annabell Lamberth</i>	
Redaktionsteam und Danksagung.....	99
Impressum.....	102



Wer würde nicht gerne in einem Magazin erscheinen?

Falls du gerne schreibst und Begeisterung für die Soziologie aufbringst, könnte in der nächsten Ausgabe dein Beitrag hier gelistet sein!

Editorial

Trautes Heim, Glück allein? Soziologien des Wohnens heute

6

Wie Menschen wohnen ist immer auch Ausdruck historischer, politischer und sozialer Verhältnisse. Ökonomische und rechtliche Rahmenbedingungen, individuelle Ressourcen, aber auch der soziale Status und Lebensstil bilden sich in der Art und Weise ab, in welchem Grundriss und in welcher Architektur, mit wem, wie eingerichtet und in welchem Verhältnis gewohnt wird. Gleichzeitig wirken Wohnumgebungen auch handlungsstrukturierend. Welche Interaktionsformen, welche Arbeitsteilung und welche Geschlechterverhältnisse z.B. ermöglicht oder begünstigt, verhindert oder erschwert werden, hängt auch von der Form des Wohnraums ab, der zur Verfügung steht (dazu Löw, 2001; 2016).

Als Gegenstand der Soziologie bietet das Thema Wohnen deshalb vielfältige Anknüpfungspunkte. Wie hat sich Wohnen historisch verändert und was sagt das über Gesellschaft aus (Bourdieu, 1972; von Saldern, 1995; Häußermann & Siebel, 2000; Hannemann, 2014)? Welche

sozialen Verhältnisse dokumentieren sich in unterschiedlichen Wohnweisen (Hasse & Wittan, 2009)? Welche soziale und individuelle Bedeutung hat Wohnen und wie hat sich diese womöglich gewandelt (Harth, 2010)? Mit welchen gesellschaftlichen Normen verbindet sich Wohnen und wie wird Wohnen inszeniert?

Diese Fragen beschäftigen die Soziologie schon lange und werden aktuell – und neuerdings auch mit dem Anspruch einer stärker integrierten Wohnforschung versehen (Schipper & Vollmer, 2020; Eckardt & Meier, 2021) – wieder intensiv diskutiert. Die vielfältigen Strukturen, Prozesse und Dynamiken rund um das Thema Wohnen genauer in den Blick zu nehmen und im Sinne einer empirischen Kultursoziologie zu beforschen, war Ziel des Seminars „Soziologie des Wohnens“, welches im Master Kulturwissenschaften der Universität Leipzig im Sommersemester 2021 stattgefunden hat. Online und von unseren jeweiligen Wohnumgebungen aus, stand das methodisch kontrollierte

Fremdverstehen, d.h. die Rekonstruktion der (vielfach impliziten) Konstruktionen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014) der kontingenten Praxis des Wohnens im Mittelpunkt.

Gesellschaftspolitisch hat das Thema Wohnen in den letzten Jahren massiv an Bedeutung gewonnen. Empirische Studien zum Wohnen in den Paradigmen rekonstruktiver Forschung sind bislang aber immer noch die Ausnahme. Ziel des Seminars war es, gemeinsam zu ergründen, wie Wohnen zum Gegenstand einer empirisch-rekonstruktiven Kultursoziologie gemacht werden kann. Aus der Auseinandersetzung mit klassischen Texten der Wohnsoziologie (u.a. Elias, 1969, Von Saldern, 1995, Häußermann & Siebel, 2000, Hannemann, 2014) und historischen, wie aktuellen Studien zum Thema Wohnen (u.a. Hasse & Wittan, 2009; Becker et al., 2010, Gowan, 2010; Miller & Parrott, 2012), sind eigene empirische Fragestellungen und methodische Ansätze entstanden, die Wohnen auf je spezifische Weise thematisch in den Vordergrund stellen. Drei dieser Arbeiten finden sich in gekürzter Fassung in der vorliegenden Sonderausgabe des Soziologiemagazins versammelt.

Ausgangspunkte: Wohnen als Marktgut – Wohnen als soziale Praxis

Im Zusammenspiel einer zunehmenden Deregulierung des Wohnungsmarktes (Holm, 2011), einem Abbau öffentlicher Investitionen im Wohnraum (Egner, 2014) und verstärkten Investitionen in Immobilien als zinstragendes Kapital (Berfelde, 2021), die als Mittel zur Kapitalvermehrung und Vermögensbildung ohne Nutzungsabsicht erworben werden (Aigner, 2019; 2020), ist Wohnraum vielerorts zu einem knappen und umkämpften Gut geworden. Immobilienpreise und Mieten sind, insbesondere in Folge der Finanzkrise 2007/2008 und einer damit verbundenen Niedrigzinspolitik (Holm, 2011) an vielen Orten exponentiell gestiegen.

Als wichtige Dimension sozialer Ungleichheit ist Wohnen vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen schon länger anerkannt. Wohnumgebungen – so der Ausgangspunkt des Seminars – lassen sich aber nicht nur als Marktgüter im Kapitalismus beschreiben. Genauso sind sie das Ergebnis, der Ort und die Form einer vielfältigen, sozialen Praxis, in der sich Ideale, Werte und Vorstellungen über Gesellschaft offenbaren, die als Medium von Selbstdarstellung und Distinktion fungieren und die als Austragungsorte sozialer Beziehungen und Konflikte relevant werden.

Die im Seminarkontext entstandenen Arbeiten rücken jeweils einen spezifischen Aspekt von Wohnen als sozialer Praxis in den Blick. Diese lässt sich – das zeigt die Bandbreite der Arbeiten deutlich – über ganz unterschiedliche Quellen rekonstruieren: Über Möbelkataloge, in denen sich nicht nur Möbel, sondern auch Idealvorstellungen von Familie dokumentieren; über Vermarktungen von Neubausiedlungen, in denen weniger die Ausstattung als ein bestimmter Lebensstil beworben wird; oder den Zugriff über Interviews mit Bewohner*innen alternativer Wohnformen abseits der Kleinfamilie.

Im Sinne einer multiparadigmatischen Soziologie, in der unterschiedliche Methodologien nicht gegeneinander ausgespielt werden, sondern vielmehr das Verbindende qualitativer, interpretativer bzw. rekonstruktiver Ansätze in den Fokus rückt (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014), sind im Ergebnis Beiträge entstanden, die sich ganz unterschiedliche Verfahrensgrundsätze der *Objektiven Hermeneutik*, der *Grounded Theory* und der *Dokumentarischen Methode* zu Eigen gemacht haben. Das Verbindende der Beiträge liegt stets in der Frage, welche auf Dauer gestellten Strukturen, rekurrierenden Motive und sozialen Regeln sich im Wohnen zeigen, was sein könnte – wenn Klassenunterschiede dekonstruiert, tradierte Familienbilder unterlaufen, aber auch alternative Modelle des gemeinschaftlichen Lebens gelebt werden.

Inhalte des Hefts: Kulturosoziologische Wohnforschung und Forschung zu Wohnungslosigkeit

Im ersten Beitrag „Zwischen Heimat und Erlebnisorientierung. Ambivalente Sehnsüchte modernen Wohnens am Beispiel des Lindenauer Hafens in Leipzig“ untersucht Jennifer Weiß die Vermarktung von Wohnungen in einem Neubaugebiet im Lindenauer Hafen in Leipzig. Werbung, so die Autorin, dürfe weder als Brainwashing noch als passives Herrschaftsinstrument missverstanden werden, forme unseren Blick auf die Welt durch die Inszenierung von Produkten aber durchaus mit und gewähre einen Einblick in Sehnsüchte, Bedürfnisse und aktuelle gesellschaftliche Diskurse. Die Konstruktion idealen Wohnens, das sich im Kontext der Bewerbung des Lindenauer Hafens zeigt, deutet auf ambivalente Anforderungen. Es soll besonders, abenteuerlich und aufregend sein, gleichzeitig aber auch vertraut, geordnet und heimatorientiert. Angeboten wird hier, so das Fazit, offensichtlich nicht nur Wohnraum gegen Geld, sondern auch ein spezifischer Lebensstil, der an eine bestimmte Personengruppe verkauft werden soll.

Auch Pauline Hatscher befasst sich mit Inszenierungen des Wohnens. In ihrem Beitrag „Zwischen Offenheit und Tradition – Gesellschaftliche Ideale im IKEA-Katalog 2020/2021“ rekonstruiert

sie, welche Vorstellungen von Familie und Geschlechterverhältnissen, Diversität und Schönheit sich in der Werbung des größten Möbelherstellers der Welt dokumentieren. Am Beispiel des auflagenstarken IKEA-Katalogs von 2020/2021 zeigt sie über einen sequenzanalytischen Zugriff, wie sich tradierte Familienbilder und Schönheitsideale in eben nur vermeintlich diversen Konstellationen aktualisieren – und so letztlich in neuem Gewand fortführen. Diversitätsbestrebungen werden so auch als Deckmantel entlarvt, auf den verwiesen wird, um sich als innovativ und modern auszuweisen, – ohne sich von tradierten Vorstellungen der heteronormativen Kleinfamilie tatsächlich zu entfernen.

Im Beitrag „Kollektive Sorge. Care-Arbeit im gemeinschaftlichen Wohnen mit Kindern“ untersucht Janine Thiel, wie Care-Arbeit in gemeinschaftlichen Wohnzusammenhängen organisiert und von Bewohner*innen erlebt wird. Neben festen, arbeitsteiligen Strukturen, so eines der Ergebnisse, sind es insbesondere die spontanen, flexiblen Unterstützungsangebote von Mitbewohner*innen, die entlastend auf Eltern wirken. Voraussetzung dafür ist nicht nur die Wohnform, sondern auch ein freundschaftliches Verhältnis der Bewohner*innen. Die Loslösung aus traditionellen gesellschaftlichen Rollen- und Normvorstellungen von Elternschaft, die im Rahmen von Wohnprojekten häufig angestrebt werden, dabei allerdings auch

immer wieder an Grenzen stößt. Gemeinschaftliches Wohnen, so die Autorin, ist deshalb als konstanter Aushandlungsprozess zu verstehen, in dem Routinen, Regeln und Rollen etabliert und verhandelt werden müssen.

Neben gesellschaftlichen Idealtypen des Wohnens und neuen Wohnkonstellationen thematisieren wir im Heft auch Formen des Wohnens, die nicht zwangsläufig mit einem festen Mietvertrag einhergehen. Über zunehmend unsichere Wohnverhältnisse und „Grauzonen der Wohnungslosigkeit“ haben Annabell Lamberth und ich mit Hannah Wolf gesprochen. Wolf ist als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie an der Universität Potsdam tätig und erforscht in ihrem Dissertationsprojekt die Genese, Dynamiken und Erfahrungen von Wohnungsnot. Im Interview klärt sie uns u.a. über das Geflecht unterschiedlicher Akteur*innen auf, die Wohnungslosigkeit regieren und verwalten, darüber was Wohnungslosigkeit und Obdachlosigkeit eigentlich voneinander unterscheidet und wie unterschiedlich Menschen mit prekären Wohnverhältnissen umgehen und diese erfahren.

Wohnungslosigkeit war auch ein Thema auf dem 41. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), der vom 26. bis 30. September 2022 unter dem Motto „Polarisierte Welten“ an der Un-

versität in Bielefeld stattgefunden hat. In ihrem Tagungsbericht setzt sich Annabell Lamberth mit ausgewählten Beiträgen zum Thema Wohnen und Stadt im Kontext des Kongress-Mottos auseinander.

Das Heft zielt mit seiner Perspektivenvielfalt darauf ab die Wohnfrage, deren Dringlichkeit nach wie vor nicht abklingt, zu stellen, tradierte Wohnideale zu hinterfragen und über Wohnkonzepte jenseits gesellschaftlicher Normvorstellungen nachzudenken.

LITERATUR

Aigner, A. (2019). Wohnraum als Investment. Eine Kritik der Vorsorgewohnung. *dérive — Zeitschrift für kritische Stadtforschung*, 75/SAMPLER.

Aigner, A. (2020). (Un)real estate - online staging of investment-driven housing projects in Vienna. *Socio Hu.* 10. 41-58. doi:[10.18030/socio.hu.2020en.41](https://doi.org/10.18030/socio.hu.2020en.41).

Becker, R., Reuschke, D., Kortendiek, B., Szypulski, A., & Lien, S.C. (Hrsg.) (2010). *Wohnen und Gender: theoretische, politische, soziale und räumliche Aspekte: gewidmet Ruth Becker*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Berfelde, R. (2021). Das Reproduktionsmodell von Airbnb: Wohnraum 'teilen' im Kontext krisenhafter sozial-reproduktiver Verhältnisse. In M. Altenried, J. Dück, M. Wallis (Hrsg.), *Plattformkapitalismus und Krise der sozialen Reproduktion* (S. 113–130). Rosa Luxemburg Stiftung.

Bourdieu, P. (1972). *Entwurf einer Theorie der Praxis: auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Suhrkamp.

Eckardt, F., & Meier, S. (Hrsg.) (2021). *Handbuch Wohnsoziologie*. Springer VS. doi:[10.1007/9783658247249](https://doi.org/10.1007/9783658247249).

Egner, B. (2014). Wohnungspolitik seit 1945. *APuZ Wohnen*, 20–21.

Elias, N. (1969). *Die höfische Gesellschaft: Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie; mit einer Einl.: Soziologie und Geschichtswissenschaft*. Suhrkamp.

Gowan, T. (2010). *Hobos, hustlers, and backsliders: homeless in San Francisco*. University of Minnesota Press.

Hannemann, C. (2014). Zum Wandel des Wohnens. *APuZ* Ausgabe zum Thema Wohnen, 36–40.

Harth, A. (2010). Frauen Wende(n) Wohnen. Zur Wohnweise ostdeutscher Frauen im Transformationsprozess. In A. Harth (Hrsg.), *Wohnen und Gender: theoretische, politische, soziale und räumliche Aspekte: gewidmet Ruth Becker* (S. 131–150). VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Hasse, J., & Witten, J. (2009). *Unbedachtetes Wohnen: Lebensformen an verdeckten Rändern der Gesellschaft*. transcript.

Häußermann, H. & Siebel, W. (2000). *Soziologie des Wohnens*. Suhrkamp.

nens: eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. Grundlagentexte Soziologie. Juventa-Verl.

Holm, A. (2011). Wohnung als Ware: zur Ökonomie und Politik der Wohnungsversorgung. *Widersprüche: Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 31(121), 9–20.

Kholodilin, K. A., & Michelsen, C. (2020). Wohnungsmarkt in Deutschland: Trotz Krise steigende Immobilienpreise, Gefahr einer flächendeckenden Preisblase aber gering. *DIW Wochenbericht*, 37. doi:[10.18723/diw_wb:2020-37-5](https://doi.org/10.18723/diw_wb:2020-37-5).

Löw, M. (2001). *Raumsoziologie*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. Suhrkamp.

Löw, M. (2016). *The sociology of space: materiality, social structures, and action*. *Cultural Sociology*. Palgrave Macmillan.

Miller, D., & Parrott, F. (2012). *Der Trost der Dinge*. Suhrkamp.

Przyborski, A., & Wohlrab-Sahr, M. (2014). *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch. Lehr- und Handbücher der Soziologie*. Oldenbourg Verlag.

Schipper, S., & Vollmer, L. (2020). *Wohnungsforschung: ein Reader. Interdisziplinäre Wohnungsforschung*. transcript.

Süddeutsche Zeitung (2018, 17. September). *Städte warnen: Wohnungsnot wird zum sozialen Sprengstoff*. In: *Süddeutsche Zeitung*. <https://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/wohnen-staedte-warnen-wohnungs-not-wird-zum-sozialen-sprengstoff-dpa.urn-newsml-dpa-com-20090101-180917-99-993459>.

Von Saldern, A. (1995). Von der 'guten Stube' zur 'guten Wohnung': zur Geschichte des Wohnens in der Bundesrepublik Deutschland. *Archiv für Sozialgeschichte*, 35, 227–254.

ZUR HERAUSGEBERIN:

Alina Wandelt ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Goethe-Universität Frankfurt a.M. im Schwerpunkt Soziologische Theorie und Theoriegeschichte und promoviert am Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig im Fachbereich Kulturosoziologie. Darüber hinaus ist sie assoziiertes Mitglied am DFG-Sonderforschungsbereich „Re-Figuration von Räumen“ (SFB 1265) der TU in Berlin und Vorstandsmitglied des Netzwerks Architekturwissenschaft e.V. Neben empirischen Perspektiven auf das Thema Wohnen und dem Zusammenhang von Digitalisierungsprozessen und Raum und Architektur, interessiert sie sich in ihrer Forschung aktuell vor allem für unterschiedliche Methoden qualitativer Sozialforschung sowie Kämpfe um die Rechte der Natur im Anthropozän.

Das Editorial wurde von folgenden Redaktionsmitgliedern lektoriert: **Michelle Giez**, **Andreas Schulz-Tomančok** und **Annabell Lamberth**.

SCHWERPUNKT



Zwischen Heimat und Erlebnisorientierung

Ambivalente Sehnsüchte (spät-)modernen Wohnens am Beispiel des Lindenauer Hafens in Leipzig

von Jennifer Weiß

13

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit der Inszenierungen spätmodernen Wohnens. Anhand eines empirischen Beispiels, dem Lindenauer Hafen, einem Neubaugebiet in Leipzig, stehen Wohnbedürfnisse der „neuen Mittelklasse“ im Fokus. Um der Frage nach erstrebenswertem Wohnen nachzugehen, wurden Werbematerialien eines Wohnungsunternehmens untersucht. Der Artikel zeigt, dass die Inszenierung von Wohnraum ambivalente Sehnsüchte potenzieller Mieter*innen konstruiert. Während einerseits ein steter Bezug zu heimatlicher Vertrautheit des Wohnorts eröffnet wird, versprechen die Werbematerialien andererseits Mieter*innen in eine Art Entdecker*innenposition zu bringen, die eher an Erlebnisurlaub in Wassernähe erinnert als an funktionalen Wohnraum. Mit Rückgriff auf Literatur zu Emotionalisierungs- sowie Subjektivierungstendenzen der Wohnforschung leistet der Artikel einen Beitrag zu der Frage, welche Wohnweisen erstrebenswert scheinen. Von besonderer Bedeutung, so das Fazit, ist die symbolische Wirkweise des Wohnraums auf Vorstellungen des eigenen Selbst, weshalb hier nicht nur Wohnraum gegen Geld, sondern vor allem ein Lebensstil offeriert wird.

abstract

Schlagwörter

Spätmodernes Wohnen; Wohnideale; Subjektivierung; Neue Mittelklasse; Lebensstil

Wohnen: Ausdruck von Strukturen und des Selbst

In Wohnweisen zeichnen sich gesellschaftliche Strukturen ab (Elias, 2007; Hanne-
mann, 2018; Häußermann & Siebel, 1996).

Die Frage danach, wie wir wohnen impliziert u.a. zweierlei: wie können wir wohnen und wie wollen wir wohnen? Während erstere die ökonomische und politische Dimension von Wohnen berührt, wobei Wohnen in Städten zunehmend zu einer Frage finanziellen Kapitals geworden ist (Eckhardt & Meier, 2021, S. 19-20; Heeg, 2021), verweist zweiteres, also die Frage danach, wie wir wohnen wollen darauf, dass wohnen eine „Kulturpraktik“ (Reckwitz, 2017) ist und Wohn- und Lebensstile als „Ausdruck von Trends und Tendenzen“ (Eckhardt, 2017, S. 217-218) gesellschaftlicher Veränderungsprozesse betrachtet werden können.

Am Beispiel des Lindenauer Hafens, einem Neubaugebiet in Leipzig, steht in diesem Artikel jene (symbolische) Funktionalität des spätmodernen Wohnens im Fokus, die mit Themen der Repräsentation und Subjektivierung (Reckwitz, 2017) zusammenhängt. Der Artikel zeigt exemplarisch, welche Werte, Sehnsüchte und Vorstellungen vom guten Leben sich über die Wohnpraxis ausdrücken und inwiefern diese innerhalb der Spätmoderne verortbar sind. Hierfür habe ich Beschreibungstexte

eines Wohnungsunternehmens (Immo-Substanz GmbH & Co. Kg) analysiert, und untersucht, wie Mietwohnungen im Neubaugebiet des Lindenauer Hafens in Leipzig für Mietinteressent*innen inszeniert werden.

Es zeigte sich, dass das analysierte Marketingmaterial mit zwei gegensätzlich gelagerte Sehnsüchten potenzieller Mieter*innen wirbt. Auf der einen Seite findet eine Inszenierung des Standorts statt, bei der Abenteuerlichkeit vermittelt wird. Gerhard Schulzes Werk zur Erlebnisgesellschaft (1992) liefert Einblicke in mögliche Funktionen eines gesellschaftlichen Strebens nach Erleben, welches hier im Wohnen seinen Ausdruck findet. Auf der anderen Seite verspricht das Werbematerial einen Wohnort, der heimatlich sicher ist und hierdurch als Schutz vor der Moderne wirkt (Gebhard, Geisler & Schröter, 2015).

Um dieses (ambivalente) Verhältnis zu erläutern, beginnt der Artikel zunächst mit einer Übersicht relevanter Forschungsliteratur zur Funktionalität von spätmodernem Wohnen, insbesondere zu der repräsentativen Logik des Wohnens im Sinne einer „Kulturpraktik“ (Reckwitz, 2017). Anschließend stelle ich die methodischen Zugänge vor und lege dar, welche Ansätze der sequenzanalytischen Analyse (Przyboski & Wohlrab-Sahr, 2014) für die Interpretation der Daten besonders nützlich waren. Zum Schluss präsentiere

ich die Ergebnisse der Analyse und bette sie theoretisch ein.

Merkmale des (spät-)modernen Wohnens

Wohnen ist dynamisch, sich wandelnd und aufs Engste mit gesellschaftlichen Werten und Idealen verbunden (Elias, 1969; Häußermann & Siebel, 1996). Im nachstehenden Abschnitt folgt ein Überblick über Charakteristika spätmodernen Wohnens, mit besonderem Fokus auf den für das 21. Jahrhundert typischen Funktionen des Wohnens der „neuen Mittelklasse“ (Reckwitz, 2017).

Emotionalisierungs- und Individualisierungstendenzen

Welche Funktion erfüllt Wohnen? Als Antwort auf diese Frage heben Hartmut Häußermann und Walter Siebel (1996) den Ort des Wohnens als einen Ort der „Nicht-Arbeit“ hervor (Häußermann & Siebel, 1996, S. 15). Wohnen dient der Erholung und zeichnet sich demnach durch „verpflichtungsfreie“ Zeitgestaltung aus. Wenn hier von Erholung gesprochen wird, bezieht sich dies auf die Erholung von der Lohnarbeit¹, zu dem die Wohnung den Raum bildet (ebd.). Durch die immer weitere Verfeinerung technischer Kommunikationsmittel sind viele Arbeiten, bei denen früher eine Ortsgebundenheit

vorzufinden war, auch von zu Hause ausführbar. Jene „Entgrenzung der Arbeit“ (Hannemann, 2014, S. 41-42) wirkt sich stark auf heutiges Wohnen aus. Dies hat auch die Covid-19 Pandemie verdeutlicht, mit der eine Grenzverschiebung stattgefunden hat, deren Entwicklung und Auswirkungen auf Wohnen weiterhin dynamisch sind (Carstensen, Krause, Matuschek, Kleemann & Mierich, 2022).

Die funktionelle Dimension modernen Wohnens endet hier jedoch nicht. So dient Wohnen nicht nur der Erholung und der Erbringung von Lohnarbeit, sondern hat an sich einen Wert und wird dadurch zur Kulturpraktik (Reckwitz, 2017, S. 308-309). In diesem Sinne ist sie als eine Erweiterung des Ichs zu beschreiben, die einer Person die Möglichkeit der Repräsentation nach außen und einer Rückbestätigung nach innen bietet (Häußermann & Siebel, 1996, S. 14; Reckwitz 2017, S. 315). Jene identitätsstiftende Funktion von Wohnen bedingt es, dass in einer pluralisierten Gesellschaft auch Wohnweisen (Einrichtung, Größe, Lage) als Ausdruck einer Abgrenzung zu deuten sind (ebd., S. 14, 50). Die „Emotionalisierung des Wohnens“ (Häußermann & Siebel, 1996, 14) führt dementsprechend dazu, dass der Wohnraum zu einer „Bühne“ wird (Reckwitz, 2017, S. 317) und das moderne Subjekt ihn, und damit auch sich selbst, inszeniert (Reckwitz, 2017, S. 316).

Andreas Reckwitz (2017) bezeichnet Wohnen als einen von fünf Lebensbereichen, über den die „neue Mittelklasse“ sich singularisiert und individualisiert (S. 314-320). Demnach streben Menschen in der spätmodernen Gesellschaft nach Differenzierung und bevorzugen das Besondere gegenüber dem Allgemeinen. Dieser Argumentation zufolge lässt sich Wohnen als Kulturpraktik beschreiben, über die das gesellschaftliche Subjekt Individualität herstellt. Dies betrifft sowohl die Inneneinrichtung als auch die Lage der Wohnung (ebd., S. 314-320). So wird bestimmten Stadtvierteln Wert zu- und zugeschrieben. Die „Valorisierung“ führt dazu, dass gewisse Wohnlagen mit Prestige behaftet und damit erstrebenswert und andere wiederum abgewertet werden. Ein Nebeneffekt hiervon ist die Abgrenzung und „Segregation“ zu anderen Klassen und deren Vierteln als ein Merkmal moderner Wohnweisen. Reckwitz zufolge ist demnach beispielsweise ein solcher Wohnort erstrebenswert, der sich aufgrund seiner Besonderheit abhebt (ebd., S. 315).

Wohnung als Ware: Vermarktung

Es ist dieser Punkt, an dem die Vermarktung von Wohnraum einsetzt. Folgende These, die Judith Williamson 1978 formulierte, scheint nach wie vor zu greifen: Über Werbung werden nicht nur materielle Konsumgüter verkauft. Stattdessen werden Güter mit symbolischen Aufladungen

versehen, die weit über ihre Materialität hinausgehen. Hierdurch werden symbolische Verbindungen geknüpft, die über die Betrachtung von Werbung vermittelt werden sollen (Williamson, 1978, S. 13).

Marketing macht sich jenen Umstand in Bezug auf Wohnraum zu eigen. So wird innerhalb der Marketing-Logik erstens anerkannt, dass Wohnen als Bedürfnis der Selbstverwirklichung betrachtet wird, welches sowohl nach innen als auch außen wirkt (Brauer, 2008, S. 196). Zweitens werden „gesellschaftliche Entwicklungsprozesse“ (ebd., S. 198) bei der Entwicklung von Marketing-Strategien mitgedacht. Hier wird davon ausgegangen, dass Bedürfnisse sich aufgrund veränderter gesellschaftlicher und individueller Entwicklungen ändern (ebd., S. 198-199). Drittens bilden Zielgruppen für Marketing die Kategorie, in der Inszenierungen zugespitzt werden. Hier verdichten sich die Annahmen über Bedürfnisse von bestimmten Gruppen von Menschen, die dann über Werbung spezifisch angesprochen werden, in dem die Befriedigung der Wohnbedürfnisse jener Zielgruppe angestrebt wird (Brauer, 2008, S.93).

An dieser Stelle kommt der soziologischen Perspektive eine gesonderte Bedeutung zu. Marktforschung arbeitet mit demografischen Kategorien wie Alter oder Familienstand sowie mit „verhaltensorientierte[n] Merkmale[n]“ (ebd.), die das

Verhalten, den Lebensstil oder prinzipielle Wertvorstellungen kategorisch erfassen und für die Inszenierung ihrer Werbung nutzen (S. 93). Werbung dient demnach als Schnittstelle zwischen den Dingen auf der einen und Menschen auf der anderen Seite. Für Judith Williamson bedeutet dies, dass Firmen über Werbung Strukturen schaffen, in denen das Selbst der Konsument*innen mit den beworbenen Objekten verschwimmt: „[...] they are selling us ourselves.“ (Williamson, 1978, S. 12-13).

Die Vermarktung von Wohnraum bietet somit ein greifbares Beispiel dafür, dass Wohnraum als Ware in einen Markt integriert ist und somit auch seinen Regeln folgt. Dies ist ein weiteres Merkmal (spät-)modernen Wohnens (Häußermann & Siebel, 1996, S. 15, S. 41-42; Heeg, 2021). Durch die Privatisierung von zuvor staatlich regulierbarem Wohnraum in den 1990er Jahren wurde die Kapitalisierung von Wohnraum in Deutschland maßgeblich angetrieben (Heeg, 2021, S. 101). Große Wohnungsunternehmen dominieren eben jenen entstandenen Wohnungsmarkt, indem sie Wohnraum zur maximalen Steigerung von Profiten einsetzen. Stetig steigende Mietpreise (insbesondere in Städten) sind die Folge dieser Umstrukturierung. Dies führt dazu, dass insbesondere Menschen mit geringem finanziellem Kapital oft keine Wahl haben, wo und wie sie wohnen (ebd., S. 98). Stattdessen werden einkommensschwache Haushalte zunehmend in solche

Stadtviertel verdrängt, in denen die Mieten, aufgrund von geringer Nachfrage, niedrig sind (Rink, 2015, S. 102).

Soziale Praxis mit Hilfe der Objektiven Hermeneutik erfassen

Für die Analyse der Werbematerialien diene die Sequenzanalyse der *Objektiven Hermeneutik* als Werkzeug, die Bezüge der beworbenen Wohnungen und den impliziten Schlüssen auf das Selbst, rekonstruktiv zu erschließen. Kern der *Objektiven Hermeneutik* ist die Annahme, dass Texte – in dieser Arbeit die Werbetexte einer Homepage – prinzipiell zwei Sinnebenen besitzen: eine manifeste Sinnstruktur bzw. das was oberflächlich gesagt wird, sowie eine latente bzw. ‚objektive‘ Sinnstruktur, d.h. die Regelstruktur sozialen Handelns, durch die soziale Praxis ihre Bedeutung erhält (Wernet, 2000, S. 12). Eine soziale Praxis folgt demnach „nicht hintergehbaren Regeln“, die über „sprach-handlungsfähige Subjekte“ in der objektiven Hermeneutik erschlossen werden können (Wernet, 2000, S. 12-13).

Geschichten erzählen, Lesarten bilden, Kontextualisierung: Arbeiten mit der Sequenzanalyse

Darauf aufbauend, dass Regeln allgegenwärtig sind, ist es laut der objektiven Hermeneutik möglich, die Logik, der eine

Handlung folgt, mithilfe einer Sequenzanalyse zu rekonstruieren. Die drei Schritte der Sequenzanalyse fasst Wernet wie folgt zusammen: „(1) Geschichten erzählen, (2) Lesarten bilden, (3) und schließlich diese Lesarten mit dem tatsächlichen Kontext konfrontieren.“ (ebd., S. 39). Dieser Dreischritt wurde unter der Berücksichtigung einiger Interpretationsregeln durchgeführt. Diese sind: Kontextfreiheit, Wörtlichkeit, Sequenzialität, Extensivität und Sparsamkeit. Für die vorliegende Untersuchung bereitete insbesondere die Kontextfreiheit eine hilfreiche Analysetechnik. Nach diesem Prinzip ist „[d]ie Kontextuierung der kontextfreien Bedeutungsexplikation systematisch nachgeordnet“; sprich bevor der tatsächliche Kontext, in dem ein Text vorzufinden ist, analysiert wird – oder genauer die Situation, in der wer, was, wann, wem gegenüber kommuniziert – wird vom tatsächlichen Kontext abstrahiert (ebd., S. 21). Dies führt dazu, dass der Kontext in den Hintergrund gerät und stattdessen der Text vornehmlich den Kern der Analyse bildet. Dies ist ein wichtiger Schritt zur Untersuchung des latenten Sinngehalts (ebd., S. 21-22). Ein weiteres Merkmal dieser Vorgehensweise ist die Formulierung von Gedankenexperimenten: „Was für ein Satz könnte auf den vorherigen folgen? Welcher Kontext wäre denkbar? Welche Geschichten können hierzu erzählt werden?“ (Przyboski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 256)

Insbesondere durch die Ausblendung anschließender Sätze wurde jeder Satz zunächst freistehend und für sich betrachtet. Erst im Anschluss wurde dieser mit vorherigen/folgenden Sätzen verknüpft. Dies offenbarte die theoretischen Möglichkeiten der anschließenden sowie der tatsächlichen Handlungsoptionen (Wernet, 2000, S. 27-32). Daraus lässt sich für die Analyse ableiten, dass jede Wortwahl ernst genommen werden muss, auch wenn der Verstehens-Kontext vorgibt wie etwas „wirklich“ gemeint ist (ebd., S. 24). Ziel ist es, Fragen an den Text zu stellen sodass latente Sinnschichten herausgearbeitet werden können (ebd., S. 25-26). Nachdem die Sequenz ausgewählt wurde, wird sie aus ihrem Kontext genommen und es werden hierzu alternative Lesarten formuliert. Anschließend werden hieran im zweiten Schritt jene Geschichten einander gegenübergestellt. Welche Gemeinsamkeiten gibt es? Wie grenzen sich die einzelnen Geschichten voneinander ab? Lassen sich hieraus Typen kategorisieren (Wernet, 2000, S. 39)? Im dritten und letzten Schritt findet die Verknüpfung der Lesarten mit dem tatsächlichen Entstehungskontext statt. Was ist besonders augenfällig? Auch hier sind Kategorien von Gemeinsamkeiten und Differenzen zu explorieren, um schließlich „Fallstrukturhypothesen“ zu bilden (ebd., S. 39-51).

Der Objektiven Hermeneutik zufolge bezieht sich das Allgemeine stets auf das Besondere und umgekehrt (ebd., S. 32). Wenn nun also Ausschnitte einer Homepage zur Vermarktung von Wohnungen betrachtet werden, lässt sich davon ausgehen, dass jene Ausschnitte über das größere, gesamte Bild von Wohnen für jene Wohnungsgesellschaft Aufschluss geben. Noch größer gefasst: Das Spezifische lässt sich gleichzeitig auf etwas allgemeineres Gesellschaftliches beziehen.

Von brachliegenden Industriestätten hin zum Wohnen von morgen

Verortung des Lindenauer Hafens

Die Geschichte der wechselnden Ver- oder Aufwertung des Gebiets um den Lindenauer Hafen beginnt in den 1990er Jahren (Rink, 2021, S. 2). Die Leipziger Stadtteile Plagwitz und Lindenau, an die der Lindenauer Hafen angrenzt, waren bis in die 1990er Jahre reine Industrieviertel (Wiest, 2005, S. 239). Hieran erinnern im heutigen Stadtbild lediglich ehemalige Güterbahnhöfe, sowie die Speicherhäuser am Lindenauer Hafen, die direkt am Wasser gelegen sind (Stadt Leipzig, 2012, S. 12). Während andere Leipziger Industriekomplexe funktional umgenutzt wurden – siehe hier die Leipziger Baumwollspinnerei (Leipziger Baumwollspinnerei, o.J.) – gab

es für den Lindenauer Hafen lange kein erfolgreiches planerisches Konzept, diese stadtnahe Fläche zu nutzen (Stadt Leipzig, 2012, S. 12).

Während sich im Leipziger Westen, insbesondere im Quartier Plagwitz, seit den 1990er Jahren in verfallenen und brachliegenden Häusern in ganz Leipzig allmählich Gentrifizierungsprozesse in Gang setzten (Wiest, 2005; Rink, 2015), blieb der Lindenauer Hafen hiervon weitestgehend unbeachtet. 30 Jahre später sind die Viertel um den Karl-Heine-Kanal in Teilen von luxussanierten Wohnbauten und modernen Büroeinheiten geprägt, die die Mieten in die Höhe schießen lassen (Rink, 2021, S. 10).

Wohnen am Lindenauer Hafen – urban, technisiert, gehobene Preisklasse

Leipzigs neuer Stolz, das Neubaugebiet des Lindenauer Hafens, ist Teil des Westens der Stadt und wird seitens der Stadt Leipzig als ein „Potenzialraum“ beschrieben, dessen Sanierung ein „beispielhaftes Projekt für die Stadt initiiert“ (Stadt Leipzig, o.J.). Teil jener Neuerschließung der zuvor brachliegenden Grundstücke war zunächst den Karl-Heine-Kanal, der das Herzstück des Gebiets bildet, über eine „visionäre Verkehrsinfrastruktur“ (ebd.) anzuschließen und somit zu einem funktionalen Hafen umzugestalten. Nachdem jene Pläne nicht

umgesetzt wurden bzw. werden konnten, bewirbt die Homepage der Stadt Leipzig den neuen Stadtteil als ein „[...] Mehr an Urbanität in einem wertvollen Stadtraum [...]“ (ebd.).

Es handelt sich um ein Bebauungsprojekt der großen Art, bei dem zuvor brachliegende Grundstücke im Jahr 2013 verkauft wurden und durch erhebliche Mengen an öffentlichen Geldern mitfinanziert wurde (ebd.). Zu den privaten Investoren des neuen Stadtteils gehört unter anderem die Deutsche Wohnen (Deutsche Wohnen, 2020), deren Profitmaximierungsstrategien zum Sinnbild der Wohnungsmarktkrise geworden ist (Deutsche Wohnen Enteignen, o.J.). Die neu entstandenen Häuserkomplexe fassen demnach knapp 470 Neubauwohnungen, die teilweise im Jahr 2017 bezugsfertig wurden. Diese sind eine Mischung aus Miet- und Eigentumswohnungen, von denen ein Teil der Mietwohnungen durch das Förderprogramm des Freistaates Sachsen mitfinanziert wurden. Mit dem Ziel, auch Mieter*innen mit sogenanntem „mittlerem Einkommen“ die Möglichkeit zu bieten, hier wohnen zu können (Stadt Leipzig, o.J.). So bietet die Leipziger Wohnungs- und Baugesellschaft (LWB) seit dem Jahr 2022, 18 Wohnungen an, die durch einen Wohnungsberechtigungsschein bezogen werden können (LWB, o.J.). Auch wenn die Vision der Stadt für den neuen Stadtteil „[e]in buntes Quartier für alle“ vorsieht,

inklusive „[k]leine[r] Geschäfte, Cafés und Restaurants“ sowie einer Kindertageseinrichtung (Stadt Leipzig, o.J.), ist dementsprechend anzunehmen, dass jenes Quartier insofern für *alle* gedacht ist, als dass sogenannte *Nichtbewohner*innen* den neuen Raum zum Flanieren und Genießen nutzen können. Dass lediglich 18 Hausparteien mit niedrigerem Einkommen sich dortige Wohnungen leisten können, scheinen auch die zuständigen Stellen in der Stadt Leipzig zu wissen (ebd.). Die folgende Analyse behandelt jedoch nicht den Abgleich der Intention der Stadt Leipzig für diesen neuen Stadtteil mit der Realität, sondern zielt darauf ab, zu untersuchen, welche Wohnweisen und zugrundeliegenden Ideale des Wohnens sich in der Vermarktung des Lindenauer Hafens ablesen lassen. Hierfür wurde die Startseite der ImmoSubstanz Wohnungsunternehmen GmbH & Co. KG untersucht. Von hier aus wurde die Verlinkung über den Link *Ahoi* genutzt, die zu der direkten Vermarktung der Wohnungen, insbesondere des Standorts dient.

Wenn Wohnen zum Erlebnis wird

Die erste Zeile der Internetseite (ImmoSubstanz b, o.J.) kann wie ein Titel gelesen werden. Es wird etwas neues Aufregendes angedeutet, der Kontext als tatsächliche Wohnungsvermarktung scheint neben-sächlich, der Nautikbezug steht zunächst

im Vordergrund. „Neuland Voraus“ weckt bei Lesenden eine Assoziation mit der Entdeckung eines unbekannten, ja womöglich sogar unberührten Landes. Die Formulierung „Neuland“ ist insofern als Nautikbezug zu verstehen, da das Wasser den Rahmen bildet, vor dem das „Neuland“ als Gegenteil gelesen werden kann. Jene Formulierung könnte demnach einem Schifffahrtsbericht oder einer abenteuerlichen Seereise entspringen, die das Erreichen eines Ziels markiert. Ob hier nun Wohnungen, Häuser oder womöglich Hausboote angepriesen werden bleibt zunächst offen. Unter der Überschrift „Hafentor AHOI und Hafentor Quartier“ können Besucher*innen der Website nun den ersten voll-

ständigen Satz lesen: „Ein Hafen steht für Aufbruch und Ankommen zugleich.“ (ebd.)

Was hier direkt in Augenschein gerät, ist die angenommene symbolische Aufladung des Wortes Hafen mit etwas Abenteuerlichem („Aufbruch“), das innerhalb des Wohnstandorts inbegriffen scheint. Die Kombination mit dem Wort „Ankommen“ betont zugleich die Positivität der Umgebung als ein Ort des Niederlassens. Während Aufbruch also einen „Umbruch“ als solchen darstellt, ist Ankommen das komplementäre Gegenstück hierzu. Mit der Formulierung „zugleich“ verwandelt sich der Hafen zu einem Ort, der sowohl Sicherheit (An-

21



Abbildung 1: *Neuland Voraus – Wohnen am Lindenauer Hafen.*

Quelle: ImmoSubstanz b, o.J.

kommen), als auch Abenteuerliches (Aufbruch) bietet. Wohnen scheint hier etwas zu sein, das teilweise gegensätzliche Wünsche befriedigen soll. Kulturhistorisch galt Wohnen insbesondere als einen Ort des Schutzes vor Wetter oder Eindringlingen (Häußermann & Siebel, 1996, S. 12). Das analysierte Material erweckt jedoch den Eindruck, dass hier einer erstrebenswerten Wohnweise auch etwas neues, Unentdecktes beiwohnt. Was darauf hindeutet, dass die „neue Mittelklasse“ (Reckwitz, 2017) hier angesprochen wird. Die zur Vermarktung gestaltete Inszenierung fokussiert diesen Aspekt, um das Interesse der Woh-

nungssuchenden zu wecken. Doch was genau wird an dieser Stelle inszeniert? Eine Interpretation dieses Fokus lässt darauf schließen, dass über die Erzählung des Hafens und der Wassernähe ein Angebot zur Subjektivierung durch die Wohnweise gemacht wird.

Der Lindenauer Hafen kreiert an dieser Stelle also eine Erzählung des Besonderen. Ein neuer Stadtteil, der allein dadurch attraktiv ist, dass er neu ist und für Leipzig einmalig: am *Hafen*.² Wer hier wohnt, kann somit über die Lage der Wohnung eben jene „Singularität“ (Reckwitz, 2017) herstellen, die für die

22

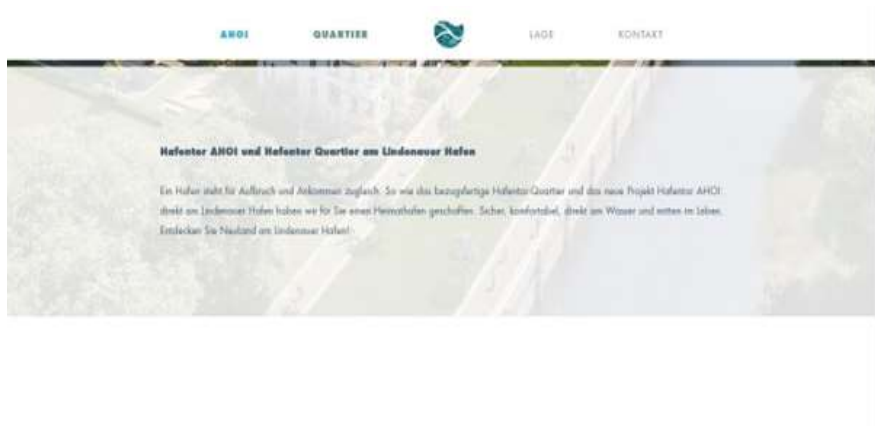


Abbildung 2: Ein Hafen steht für Aufbruch und Ankommen zugleich. Quelle: Immo-Substanz b, o.J.

spätmoderne Gesellschaft identitätsstiftend wirkt. Auch der Aspekt der Exklusivität durch die gehobene Preisklasse kann hierzu gezählt werden.

Andererseits greift eine nachstehende Sequenz diese Annahme auf und konkretisiert sie zudem um ein weiteres Merkmal: „Sicher, komfortabel, direkt am Wasser und mitten im Leben“ (ImmoSubstanz b, o.J.). Diese sind zum einen die positive Darstellung gewisser Anforderungen an eine Wohnung/Wohnumgebung. Andersherum gesagt, wer würde gerne in einem unsicheren, unkomfortablen, vom Wasser weit entfernten und vom Leben abgeschnittenen Stadtteil leben? Zum anderen zeichnet sich hier eine weitere Perspektive ab, deren Bezug zum Erlebnis besteht, ihn jedoch weiter spezifiziert. Der zuletzt zitierte Satz könnte ebenso gut in einem Reisebericht stehen. Auf den ersten Blick bleibt zunächst unklar, was genau eine Reise oder ein Urlaub mit Wohnen zu tun hat. Es bleibt der Eindruck bestehen, dass es sich hierbei um einen temporären Aufenthalt (Urlaub, Ferienwohnung) handeln könnte, dass die genannten Eigenschaften insbesondere für Reisende von Bedeutung sein könnten. Denn in einer „neuen“, „unerforschten“ Umgebung („Neuland“) wünschen sich Tourist*innen/Wohnende den Komfort und die Sicherheit von zu Hause. Der Bezug zu den vorherigen Sequenzen macht

zusätzlich deutlich, dass „Heimathafen“ und „Ankommen“ ein dauerhaftes Bleiben in einer Umgebung, die an Urlaub erinnert, ermöglichen könnte.

Auch der Abschluss dieses Paragraphen, der mit dem Satz „Entdecken Sie Neuland am Lindenauer Hafen!“ (ImmoSubstanz b, o.J.) endet, lässt sich in jenen Bereich einordnen. Er kann als eine Art Aufforderung an die Lesenden, diesen neuen Ort nicht nur zu besuchen, sondern ihn zu entdecken, gelesen werden. So als böte sich eine Art und Weise des aktiven Entdeckens, im Vergleich zum womöglich passiven Besuchen, um mit ihm in Kontakt zu treten. Diese Sequenz, die gleichzeitig den Abschluss eines zusammengehörigen Absatzes bildet, weckt nochmals den Eindruck, dass Wohnen an jenem Standort aufregend ist und sich in einer unerforschten Landschaft „Neuland“ abspielt.

Anknüpfend an die bereits herausgestellte Subjektivierung (Reckwitz, 2017) tritt hier ein weiterer Aspekt hervor, den Gerhard Schulze (1992) unter dem Begriff der *Erlebnisgesellschaft* zusammenfasst. Auch nach Schulze entspricht Wohnen einer Lebenspraxis, die mit der Dar- und Herstellung des Selbst als Individuum verknüpft und in einen größeren Rahmen eingebettet ist (Schulze, 1992). Demzufolge kennzeichnet die moderne Gesellschaft, dass „[a]ußenorientiere

Motive, etwa in den Konsumbereichen von Essen, Wohnen, Transport oder Kleidung [...]“ umgedeutet werden: „Zunehmend richten sich die Motive nach innen [...]“, es geht so beispielsweise um „stilvolles“ Wohnen (Schulze, 1992, S. 429). Die Erlebnisorientierung ist hierbei ein Weg, um Glück zu empfinden und lässt sich als menschliches Pendant „[...] zur Effektivitätssteigerung von Maschinen und Arbeitsabläufen [...]“ beschreiben, die ein besseres und schöneres Leben verspricht. Es ist also eine Art Fortschrittsgedanke und „[n]atürlich geht es nicht um irgendwelche Erlebnisse, sondern um möglichst schöne [...]“ (Müller-Schneider, 2002). In der vorgestellten Sequenz erhalten die Wohnenden also den Status von Entdeckenden und können hierüber ihr Erlebnisreichtum erweitern.

Die nächste Sequenz, die analysiert wurde, deutet darauf hin, dass neben der Erlebnis-Orientierung auch ein zunächst gegensätzlich wirkender Anspruch an das spätmoderne Wohnen gestellt wird. Die Sehnsucht nach etwas Gewohntem findet hier Ausdruck durch den Gebrauch der Wörter Heimathafen und Heimat.

Heimat als Sehnsucht des spätmodernen Wohnens

Begriffsdiffusion Heimat: Zeit, Raum, Identität?

Heimat ist ein Begriff, dem keine kohärente Definition zugeschrieben werden kann. Mal beschreibt es jenen Ort, an dem ein Mensch geboren wurde, mal ein Gefühl, wieder ein anderes Mal eine Vision der Zukunft (Gebhard et al., 2015, S. 9).

Es findet Verwendung in Reden der neuen Rechten in Deutschland (Bescherer et al., 2019) oder findet sich im Namen eines Ministeriums in Bayern. Neben jenen Assoziationen gibt es noch viele weitere, die in der Literatur, Populärkultur oder Politik mit dem Begriff Heimat betitelt werden. Heimat entspricht somit eher einem „Assoziationsgenerator“ als einem klar umgrenzten Ausdruck (Gebhard et al., 2015, S. 9). Neben dieser Uneindeutigkeit gibt es kulturhistorisch jedoch drei stets wiederkehrende, rahmende Ebenen. Diese sind *Raum*, als eine örtliche Verankerung, die eine Person mit einer spezifischen Umgebung verbindet; *Zeit*, als einen beispielsweise an die Kindheit gebundenen temporären Zeitraum; sowie die Ebene der *Identität*, welche innerhalb von Raum und Zeit gebildet wird (Gebhard et al., 2015, S. 10). Vergleichsweise stimmig scheinen die jeweiligen Auslegungen zudem in der

Vorstellung von Heimat als etwas „Erwartbare[m]“ zu sein: „Beschrieben wird ein mehr oder weniger diffuses Zugehörigkeits- und Vertrautheitsgefühl zu einem begrenzten Territorium.“ (ebd.).

Der Heimatbegriff als Neutralisierung der (negativen) städtischen Moderne

Für den vorliegenden Kontext scheinen insbesondere solche Heimat-Paradigmen aufschlussreich, die im frühen 20. Jahrhundert im Zuge fortschreitender Modernisierung und dem folgenden gesellschaftlichen Wandel vermehrt aufkamen. Ihr Beginn liegt am Ende des 19. Jahrhunderts, das durch den Zuwachs an Wissenschaftlichkeit und Rationalitätsbestrebungen gekennzeichnet ist (ebd., S. 25). Einige Jahrzehnte später wird jener Prozess durch die Industrialisierung beschleunigt. Der gesellschaftliche Wandel zeigt sich an der Landflucht der Menschen in Städte und Technologisierung schneidet tief in die Gesellschaft ein (Gebhard et al., 2015, S. 34). Auch hier sind es die Städte, die jene moderne Entwurzelung des Menschen symbolisch verkörpern und somit zum Ausgangspunkt der Heimatsdebatte instrumentalisiert werden.

Um diesen Gegebenheiten entgegenzutreten, entstanden Vereine, die sich unter anderem des Heimatbegriffs bedienten,

um sich diesen Modernitätsgedanken zu widersetzen (ebd., S. 22). So unter anderem die Heimatkunstbewegung, die der neu aufkommenden Moderne durch die explizite Abgrenzung zu sogenannten „nicht-deutschen“ Ästhetiken entgegentritt (ebd., S. 24). Aus jener „Heimatmalerei“ entstehen Werke, die „[...] das Landleben oder de[n] Bauer als mythisierte[n] Heros abbilden“ (ebd., S. 25).

Während das Landleben in jener Zeit also als Zuflucht vor der Moderne gilt, bilden insbesondere Städte die Verbilligung der unheilvollen Prämissen der Moderne (Bescherer et al., 2019, S. 9-12). Mit Rückbezug auf den Heimatbegriff stellen deren Vertreter*innen sich

[...] gegen die anti-humanen Implikationen des Fabrikalltags und gegen den durchaus intellektualistischen und damit auch zersetzenden Charakter der Großstadtkultur. (Gebhard et al., 2015, S. 25)

In Bezug auf die analysierte Sequenz „[...] direkt am Lindenauer Hafen haben wir für Sie einen Heimathafen geschaffen“ lässt sich nun vorerst eine Hypothese formulieren: Ein neues Stadtviertel, das im Gegensatz zu anderen Neubauten zusätzlich zur neuen Bausubstanz eine neue Umgebung umfasst, trägt die Aufladung von urbaner Modernität. Diese ist zwar aufgrund der komfortablen,

technischen Ausstattung der Bauten für Wohnungssuchende attraktiv, birgt aber aufgrund ihres ahistorischen Zustands gleichzeitig die Gefahr, ihre Bewohner*innen nicht ausreichend zu verwurzeln. Um ein Gegengewicht zu dieser Idee der Moderne zu formieren, wird den Lesenden über die Verwendung des Begriffs Heimathafen suggeriert, dass dieser Wohnort jene Eigenschaften des oben beschriebenen Heimatbegriffs (Vertrautheit, Geborgenheit, Zugehörigkeit) (ebd., S. 10) in sich trägt.

26 Die Inszenierung von modernem Wohnen erscheint hier also als eine „Kulturpraktik“ (Reckwitz, 2017; Häußermann & Siebel, 1996), bei der es ein Gleichgewicht zu balancieren gilt. Auch die folgende Sequenz veranschaulicht diese Ambi-

guität. Diese Sequenz ähnelt dem ersten analysierten Beispiel („Neuland Voraus – Wohnen am Lindenauer Hafen“), ergänzt es jedoch um eine weitere Facette. Genau wie im ersten Teil der Analyse sind die Reisebezüge feststellbar, das wiederholte „Neuland“ wird nun aber einmal mehr durch den Begriff der „Heimat“ neutralisiert und verliert somit seine angenommene Gefährlichkeit, die zwar aufgrund der „Erlebnisorientierung“ (Schulze, 1992) für modernes Wohnen einerseits gewünscht ist, andererseits jedoch Sorge um die Unordnung des städtischen Raums auslöst (Gebhard et al., 2015, S. 34-38). Im Heimatdiskurs seit den 1970er Jahren lässt sich dabei eine abgemilderte Fortführung bereits früher verankerter Denkschemata erkennen. Neu ist jedoch



Abbildung 3: *Neuland in Sicht, Heimat Voraus*, Quelle: ImmoSubstanz c, o.J.

erstens die Annahme, dass der Mensch sich seine Heimat selbst erschaffen kann. In jenem Verständnis benennt Heimat hier einen sozialen, territorialen Lebensraum, der den Menschen in ein kulturelles Ordnungsgefüge einbettet und somit als Ausgleich zur äußeren Arbeits- und Konsumwelt dient. Zweitens wird Heimat zu einem offenen, territorial flexiblen Konstrukt, das selbst gestaltet werden kann (Gebhard et al., 2015, S. 43). „Ein solcher selbstgestalteter und entsprechend auch angeeigneter Raum – ein Verfahren, für das Bürger- und Stadtteilinitiativen oder Umweltverbände stehen [...]“ ist identitätsstiftend und bietet Sicherheit (ebd.).

Widersprüchliche Sehnsüchte: Allumfassende Wohneigenschaften als Idealvorstellung spätmodernen Wohnens?

Die angebotene Wohnweise am Lindenufer hebt zuallererst ihre Neuartigkeit hervor. Der Standort bildet Dreh- und Angelpunkt der Inszenierung und verspricht den Wohnenden über jene Neuartigkeit einen aufregenden Beigeschmack den ihr Leben bekäme, sobald sie sich für eine Wohnung an diesem Ort entscheiden.

Die Annahme des Erlebnisses, das durch die Assoziationen mit einer Reise her-

vorgerufen wird, zeigte sich in dem untersuchten Material auffallend häufig und sehr dominant. Mit Gerhard Schulze (1992) theoretisiert, zeigt sich darin ein Verlangen nach *Leben als Erlebnis*, welches innerhalb (spät-)moderner Gesellschaftsstrukturen begehrenswert ist. Zudem zeichnet sich in jener Rhetorik ein weiterer Aspekt modernen Wohnens ab, der die Außergewöhnlichkeit des Ortes hervorhebt. Es wird eben nicht beworben, dass der Lindenufer sich an anschließende Stadtteile integriert oder ihnen in anderen Punkten ähnlich ist. Stattdessen wird der Ort zu einer Möglichkeit, sich von anderen Orten – und somit von anderen Subjekten – abzuheben. In einer pluralistischen Gesellschaft ist dies als eine neue Form der Abgrenzung und der Identitätsherstellung zu verstehen (Reckwitz, 2017). Während diese beiden Thesen sich auf den Ort und das Erlebnis beziehen, greift der zweite Teil der Analyse ein gegensätzliches Konzept auf. Die Wohnungen werden auf der Webseite des Wohnungsunternehmens als *Heimat* inszeniert.

Wie Gebhard, Geisler und Schröter (2015) konstatieren, hat die Begriffsbedeutung des Konzepts Heimat viele Brüche, jedoch auch Kontinuitäten. Für die Vermarktung der Mietwohnungen lässt sich schlussfolgern, dass der Heimatbegriff als eine Art „Neutralisierung der Moderne“ (Gebhard et al., 2015)

fungiert. Er steht für Sicherheit und für ein Vertrautheitsgefühl. Diese Annahme basiert auf einer Kritik der Moderne, die sich im Bild der Stadt als anonymem Raum verdichtet (Bescherer et al., 2019; Gebhard et al., 2015). Die Verwendung des Begriffs Heimat gleicht einer Rückbestätigung an die Interessent*innen, dass diese Wohnorte als Neubaugebiete zwar modern, aber nicht zu modern sind. Es ist auch denkbar, dass hier lediglich eine bestimmte Form von Modernität vermittelt werden soll, um eine gewisse Zielgruppe zu erreichen. Diese und andere Fragen bleiben an dieser Stelle offen und bieten Anknüpfungspunkte für weitere Forschungsarbeiten.

28

Am Leipziger Beispiel zeigt sich, dass hier nicht nur Wohnraum gegen Geld zur Verfügung gestellt wird, sondern ein Lebensstil offeriert wird, bei dem jene Wohnweise erstrebenswert ist, die besonders, aufregend sowie vertraut und geordnet zugleich ist. Wer dies über die Wahl des Wohnstandorts umsetzen möchte, ist insbesondere in Großstädten an finanzielles Kapital gebunden. Die Personengruppe, die „neue Mittelschicht“ um die es hier geht, muss sich das Wohnen also vor allem leisten können.

¹ Hiervon getrennt zu betrachten ist in jedem Fall der Bereich der Care-Arbeit, die historisch, wie auch kontemporär, von zu Hause ausgeführt wird und somit in jenem Konzept nicht mitgedacht ist (vgl. Häußermann/Siebel 1996). Siehe hierzu den Beitrag von Janine Thiel in dieser Ausgabe.

² Dass die Definition eines Hafens eine Anbindung ans Meer ausmacht, scheint an dieser Stelle der Vermarktung zweitrangig. Anstatt der praktischen Bedeutung geht es vielmehr um die symbolische Aufladung des Begriffs, wie oben bereits beschrieben.

LITERATUR

- Bescherer, P., Burkhard, A., Feustel, R., & Mackenroth, G. & Sievi, L. (2019). *Antiurbane Utopien: Die Stadt im Diskurs der Rechten*. Forschungsprojekt Podesta. http://podesta-projekt.de/wp-content/uploads/2019/06/2019_06_21_WP2-Antiurbane-Utopien-webversion.pdf
- Brauer, K. (2008). *Wohnen, Wohnformen, Wohnbedürfnisse: Soziologische und psychologische Aspekte in der Planung und Vermarktung von Wohnimmobilien*. IZ Immobilien Zeitung Verlagsgesellschaft.
- Carstensen, T., Krause, S., Matuschek, I., Kleemann F., & Mierich, S. (2022). Entgrenzte Flexibilität im Homeoffice: Neuordnungen der alltäglichen Arbeitspraxis, der Geschlechterarrangements und der Betriebsratsarbeit in der Corona-Krise. *Arbeit*, 31 (1-2), 195-213. <https://doi.org/10.1515/arbeits-2022-0011>
- Deutsche Wohnen (2020). *Smarter Wohnen im Lindenufer Hafen: Deutsche Wohnen stellt Neubauprojekt in Leipzig fertig*. Pressemitteilung. <https://www.deutsche-wohnen.com/ueber-uns/presse-news/pressemitteilungen/smarter-wohnen-im-lindenufer-hafen-deutsche-wohnen-stellt-neubauprojekt-in-leipzig-fertig>
- Deutsche Wohnen, & Co enteignen. (2023). <https://www.dwenteignen.de/>
- Eckardt, F. & Meier, S. (2021). Zur Soziologie des Wohnens. In F. Eckhardt & S. Meier (Hrsg.), *Handbuch Wohnsoziologie* (S. 3-24). Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-24724-9_31
- Elias, N. (1969). *Die höfische Gesellschaft*. Suhrkamp.
- Gebhard, G., Geisler, O., & Schröter, S. (2015). Einleitung: Heimatdenken: Konjunkturen und Konturen. Statt einer Einleitung. In G. Gebhard, O. Geisler, & S. Schröter (Hrsg.), *Heimat: Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts* (S. 9-56). transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839407110-intro>
- Hannemann, C. (2014). Zum Wandel des Wohnens. *Aus Politik und Zeitgeschichte: Wohnen*, 64, 36-43.
- Häußermann, H., & Walter S. (1996). *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens*. transcript.
- Heeg, S. (2021). Ökonomie des Wohnens. In F. Eckhardt, & S. Meier (Hrsg.), *Handbuch Wohnsoziologie*. Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-24724-9_4
- Hellmann, K.U. (2019). Henne oder Ei? In K.U. Hellmann(Hrsg.), *Der Konsum der Gesellschaft. Studien zur Soziologie des Konsums* (S. 83-92). Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-22251-2_9
- Holm, A. (2022). Projekte, Instrumente und Konzepte einer alternativen Wohnungspolitik. *WSI-Mitteilungen*, 75(3), 243-250. <https://doi.org/10.5771/0342-300X-2022-3-243>
- Hoelscher, M., & Rössel, J. (2012). Lebensstile und Wohnstandortwahl. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 64, 303-327. <https://doi.org/10.1007/s11577-012-0166-5>
- ImmoSubstanz Wohnungsunternehmen GmbH & Co. KG. (o. J. a). <https://www.ImmoSubstanz.de/>
- ImmoSubstanz Wohnungsunternehmen GmbH & Co. KG. (o. J. b). <https://www.hafentor-leipzig.de/>
- ImmoSubstanz Wohnungsunternehmen GmbH & Co. KG. (o. J. c). *Hafentor ahoi*. <https://www.hafentor-leipzig.de/ahoi.html>
- Leipziger Baumwollspinnerei Verwaltungsgesellschaft mbH (o.J.). *Leipziger Baumwollspinnerei. From cotton to culture*. <https://www.spinnerei.de/>
- Leipziger Wohnungs- Baugesellschaft mbH (2023). *Hafenstraße*. <https://www.lwb.de/unternehmen/neubauprojekte/hafenstrasse>
- Müller-Schneider, T. (2002). *Die Erlebnisgesellschaft - der kollektive Weg ins Glück? Aus Politik und Zeitgeschichte*. <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/25689/die-erlebnisgesellschaft-der-kollektive-weg-ins-glueck>
- Oevermann, U., Allert, T., & Rrambeck, J. (1979). Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften* (S. 352-434). Metzler VS.
- Przyborski, A., & Wohlrab-Sahr, M. (2014). *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*. De Gruyter Oldenbourg. <https://doi.org/10.1524/9783486719550>
- Reckwitz, A. (2017). *Die Gesellschaft der Singularitäten*. Suhrkamp.

Rink, D. (2015). Zwischen Leerstand und Bauboom: Gentrifizierung in Leipzig. In F. Eckardt, R. Seyfarth, & F. Werner (Hrsg.), *Leipzig. Die neue urbane Ordnung der unsichtbaren Stadt* (S. 88-107). Unrast-Verlag.

Rink, D. (2021). *Stadtentwicklung. Wohnungsmarkt und Wohnungspolitik in Leipzig*. Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssaoar-7577>

Schulze, G. (1992). *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Campus VS.

Spellerberg, A. (2021). Gemeinschaftliches Wohnen. In: F. Eckardt & S. Meier (Hrsg.), *Handbuch Wohnsoziologie*. Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-24724-9_26

Stadt Leipzig (2023). *Lindenauer Hafen ein neues Stadtquartier am Wasser*. <https://www.leipzig.de/bauen-und-wohnen/stadtentwicklung/projekte/lindenauer-hafen/>

Stadt Leipzig Dezernat Stadtentwicklung und Bau, Amt für Stadterneuerung und Wohnungsbauförderung (2012). *Lindenauer Hafen: Wasser, Landschaft, Stadt*. https://static.leipzig.de/fileadmin/mediendatenbank/leipzig-de/Stadt/02_6_Dez6_Stadtentwicklung_Bau/61_Stadtplanungsamt/Stadtentwicklungsprojekte/Lindenauer_Hafen/Broschuere_Lindenauer_Hafen.pdf.

Wernet, A. (2000). *Einführung in die Interpretationstechniken der objektiven Hermeneutik*. Verlag für Sozialwissenschaften.

Wiest, K. (2005). Reurbanisierung als Mainstream der ostdeutschen Stadtentwicklung. Wohnungsmarkt und Planungspolitik in sächsischen Großstädten. *RaumPlanung* 123, 237-242.

Williamson, J. (1978). *Decoding advertisements: Ideology and meaning in advertising*. Marion Boyars.

ZUR AUTORIN

Jennifer Weiß studiert Kulturwissenschaften im Master an der Universität Leipzig und arbeitet als wissenschaftliche Hilfskraft am Kompetenzzentrum „Künstlich Menschlich Intelligent“. Zuvor studierte sie Ethnologie und Psychologie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Ihre Studien- und Forschungsinteressen liegen in der Alltagssoziologie, dekolonialen Museumspraktiken sowie Leipziger Kultur- und Stadtgeschichte.

Dieser Beitrag wurde von **Michelle Giez**, **Annabell Lamberth** und **Veronika Riedl** und redaktionell betreut und lektoriert.

Zwischen Offenheit und Tradition

Gesellschaftliche Ideale im IKEA-Katalog 2020/2021

von Pauline Hatscher

31

Werbung nimmt bei der Produktion und Reproduktion gesellschaftlicher Idealvorstellungen eine tragende Rolle ein. In der Darstellung von Wohnen in der Werbung spielen Ideale zu Familienkonstellationen, Geschlechterverhältnissen, Diversität und Schönheit zusammen. Aufgrund seiner hohen Bekanntheit und Reichweite ist der IKEA-Katalog ein zentrales Medium, das zur Konstruktion dieser Ideale beiträgt. Welche Konzepte und Vorstellungen vom Wohnen werden vom IKEA-Katalog abgebildet und wie verhalten sich diese zur sozialen Wirklichkeit? Dies untersucht der Artikel anhand des deutschsprachigen IKEA-Katalogs 2020/2021. Hierzu werden ausgewählte im Katalog beschriebene Storys fiktiver Haushalte herausgegriffen und auf Bild- und Textebene mithilfe der Methode der Objektiven Hermeneutik analysiert. Dabei zeigt sich, dass die Werbestrategie von IKEA oftmals Werte wie Flexibilität, Offenheit und Unkonventionalität betont, während die Darstellungen innerhalb traditioneller Idealkonzepte bleiben. Es kommt zu einer Aktualisierung von klassischen Familienvorstellungen, die wenig mit den empirisch gegebenen Wohnverhältnissen zu tun hat, wie sie beispielsweise vom Statistischen Bundesamt erhoben werden.

abstract

Schlagwörter: Ideale; Wohnen; Werbung; Objektive Hermeneutik; Diversität

IKEA und die Gesellschaft

In kaum einem Haushalt finden sie sich nicht – Möbel oder Dekorationsgegenstände von IKEA. Das schwedische Einrichtungshaus positioniert sich mit verschiedenen Angebotssparten und Preissegmenten für vielfältige gesellschaftliche Milieus. Hervorgehoben werden Flexibilität und Individualität der Produkte, die dank ihrer Anpassbarkeit an unterschiedlichste Wohn- und Lebenssituationen ihres Massenwarencharakters enthoben werden sollen.

Der IKEA-Katalog erschien seit 1951 jährlich in verschiedenen Sprachen und erreichte im absatzstärksten Jahr 2016 weltweit eine Auflage von rund 200 Millionen (Dierig, 2020). Ende 2020 gab der Konzern bekannt, den Katalog aufgrund einer Fokussierung auf Online-Shopping einzustellen. Dennoch prägten die Kataloge über Jahrzehnte Vorstellungen idealen Wohnens und es ist zu erwarten, dass sich dies nach der Einstellung des Katalogs lediglich in andere Medien verlagert. Werbung stellt Ideale her und spiegelt aktuelle Trends wider (Posch, 1999), deshalb sagen die in ihr enthaltenen Idealkonzeptionen etwas über die gesellschaftliche Wirklichkeit aus. Auf individueller Ebene übt Werbung durch den Vergleich des eigenen Lebens mit denen der dargestellten Personen Einfluss auf das Selbstwertgefühl aus (ebd.).

Die Suggestion, mit dem Erwerb bestimmter Waren ginge Glück, Wohlstand und Liebe einher, ist eine klassische Werbestrategie, die auch der letzte in Deutschland erschienene IKEA-Katalog 2020/2021 nutzt. Wie werden hier mit dem Wohnen verbundene Idealvorstellungen von Familie, Geschlechterverhältnissen, Diversität und Schönheit abgebildet? Und wie verhalten sich diese Abbildungen zur sozialen Realität? Diesen Fragen soll hier nachgegangen werden. Selbstverständlich können die rekonstruierten Idealvorstellungen nur in Grenzen generalisiert werden. Einzelne Personen können sich verbreiteten Idealen entziehen, von allgemeinen Wohnidealen kann der IKEA-Katalog aber einen Eindruck verschaffen.

Um diese herauszuarbeiten, werde ich Auszüge des IKEA-Katalogs 2020/2021 untersuchen. Hierzu gehe ich zunächst auf ausgewählte Forschungsliteratur zu mit dem Wohnen zusammenhängenden Idealkonzepten ein und kontrastiere diese mit Zahlen aus Bevölkerungsstatistiken, um das Verhältnis zwischen Ideal und Wirklichkeit zu bestimmen. Anschließend wird die Methode der Objektiven Hermeneutik erläutert, mithilfe derer die anknüpfende Analyse der Darstellungen des IKEA-Katalogs vorgenommen wird. Zuletzt werden im Fazit die Ergebnisse zusammengetragen und diskutiert.

Familienideale und Geschlechterrollen

Familien- und Geschlechterideale bedingen einander. Als Konsequenz, der in den 1970er Jahren erstarken Emanzipationsbewegungen sind Geschlechterrollen heute weniger festgeschrieben, womit sich auch Konzepte von Familie und Partnerschaft gewandelt haben.¹ Das Zusammenleben in der Kernfamilie aus Mutter, Vater und Kind(ern) ist seltener geworden, stattdessen steigt die Zahl von Patchworkfamilien, Allein-erziehenden, Singlehaushalten und Wohngemeinschaften (Reuter & Wolf, 2006).

Dieser Pluralisierung von Möglichkeiten des Lebensentwurfs zum Trotz wünschen sich die meisten Menschen nach wie vor, langfristig mit Partner*in und gemeinsamen Kind(ern) zusammenzuwohnen (Fischer, 2006). Die traditionell durch Verwandtschaftsbeziehungen charakterisierte Kleinfamilie bildet folglich noch immer eine Norm. Auch bei Geschlechterrollen kann nicht von vollumfänglichen Umwälzungen sozialer Praktiken gesprochen werden.

Vielmehr scheinen in der Vergangenheit kritisierte Regeln durch neue ersetzt worden zu sein:

Wo früher Religion, Tradition und Standeszugehörigkeit die privaten Lebensformen festlegten, sind es heute die Regeln und Reglementierungen des Sozialstaats und seiner Medien der Rechtsprechung [sic], Bildung und öffentlichen Meinung. (ebd., S. 8)

Geschlechterverhältnisse werden anders gerahmt, bleiben aber gesetzt. In einer Studie von Theresa Eyerund und Anja Kathrin Orth (2019) haben die Befragten einerseits ein recht modernes Rollenverständnis – 75 Prozent von ihnen lehnen ab, dass allein Frauen sich um Haushalt und Kinderbetreuung kümmern sollten. Andererseits geben die gleichen Personen an, praktisch verrichteten in ihrem Haushalt größtenteils Frauen die Care-Arbeit. Es besteht eine Diskrepanz zwischen Einstellungen und realisiertem Verhalten, die Eyerund und Orth als „Mind-Behavior-Gap“ bezeichnen.

Derartige Ungleichheiten, etwa in der Aufteilung von Care-Arbeit, werden heute nicht mehr mit Geschlechtszugehörigkeit begründet, sondern zum Beispiel mit der Persönlichkeit der Angehörigen eines Haushalts (Reuter, 2006), sodass Geschlecht als Faktor unsichtbar wird. Ein Grund für dieses Beharren auf traditio-

neller Aufgabenverteilung könnten eingespielte Routinen und unhinterfragte Handlungsweisen sein (Reuter, 2006). Gerade vor diesem Hintergrund wäre eine mediale Präsentation alternativer Geschlechterkonzepte wichtig.

Diversität und Schönheitsnormen

In Reaktion auf die Bewusstwerdung von rassistischen und postkolonialen Strukturen ist Diversität in den letzten Jahren zu einem Leitwert geworden, im Zuge dessen sich auch in der Werbung eine wachsende Repräsentation insbesondere von People of Color beobachten lässt. Die Relevanz diversitätsorientierter Darstellungen wird besonders deutlich, wenn sie missachtet werden – so erfuhren zahlreiche Rassismus-Skandale von bekannten Firmen wie Prada oder Lucaffé hohe Medienresonanz.²

Um sich solchen Vorwürfen nicht auszusetzen, ist Diversität aus Unternehmenssicht umso wichtiger. Allerdings wird Diversität oft verkürzt zum Erreichen von Marketing-Zielen genutzt, wie Sara Ahmed feststellt (Ahmed, 2012). In vielen Fällen bleibt es bei oberflächlichen Selbstbezeichnungen, aktive Handlungen zum Abbau von Ungleichheiten sind selten. Ahmed betrachtet Selbstzuschreibungen von Diversität sogar als einen Deckmantel,

auf den verwiesen werden kann, ohne an der Realisierung von Veränderungen zu arbeiten.

Daher bestehe in vielen Firmen eine Lücke zwischen der Verkündung von Diversität als zentralem Wert nach außen und fehlenden internen Initiativen, diesen zu verwirklichen:

The use of diversity as an official description can be a way of maintaining rather than transforming existing organizational values. (Ahmed, 2012, S. 57, Hervorhebung im Original)

Auch bei Schönheitsbildern wird zunehmend nach Diversität gestrebt, dennoch bleiben sie bislang recht homogen und erheben einen Gültigkeitsanspruch für verschiedenste Personen. Dabei werden Frauen und Männer³ nach unterschiedlichen Maßstäben beurteilt, die für Frauen meist strikter sind als für Männer, obwohl auch deren Körper immer rigideren Normen unterworfen werden. „Beim aktuellen Schönheitsideal [in Bezug auf Frauen] handelt es sich um einen an Unterernährung grenzenden Kunstkörper.“ (Posch, 1999, S. 48) Ergänzt wird dieses Ideal von Magerkeit durch Jugendlichkeit – Zeichen von Alterung werden als Schmälerung der Attraktivität wahrgenommen (Posch, 1999). Bei Männern liegt der Fokus des Schönheitsideals dagegen auf Muskeln und Potenz (Posch, 1999). Vorstellun-

gen von Schönheit sind komplex und widersprüchlich. So konstatiert Posch, ein durchtrainierter Körper sei bei Frauen erwünscht, gleichzeitig wirke eine zu große Sichtbarkeit von Muskeln unweiblich. Derartige Unvereinbarkeiten machen es schwer, Schönheitsnormen zu entsprechen, doch wird mit Verweis auf die Arbeit am eigenen Körper ein gegenteiliger Eindruck erweckt:

Niemand bleibt von der Aufforderung ausgenommen, sich jung, fit, schlank und straff zu halten, alles ist für alle erreichbar. (ebd., S. 77)

In Medien und Werbematerialien werden beinahe ausschließlich junge, schlanke Menschen abgebildet, wobei für Männer ein etwas höheres Alter akzeptiert wird als für Frauen. People of Color werden vor allem dann dargestellt, „wenn sie dem europäischen Ideal gar nicht so unähnlich sind“ (ebd., S. 75) und festigen dieses somit. Dies führt zurück zu Ahmeds These, dass die Adressierung von Diversität oft aus Gründen des selbstinszenierenden Marketings erfolgt und oberflächlich bleibt. Bewegungen wie „Body Positivity“ setzen sich gegen derartig starre Schönheitsnormen und für eine Wertschätzung unterschiedlichster Körper ein (Daniels et al., 2020). Da diese Ansätze bislang aber nur wenige mediale Darstellungen prägen, werden sie hier nicht vertieft. Festhalten lassen sich als elementare gesellschaftliche Werte be-

züglich der werbebasierten Darstellung des Zusammenlebens ein gleichberechtigtes Geschlechterverhältnis innerhalb recht traditioneller Familienbilder, eine positiv beschriebene kulturelle Diversität, sowie ein jung und schlanker Körper.

Zahlen zu aktuellen Wohnkonstellationen in Deutschland

Ein Blick auf tatsächlich vorherrschende Wohnverhältnisse zeigt, wie stark Vorstellungen über das Wohnen von der Realität abweichen. Im Zuge des demographischen Wandels werden weniger Kinder geboren und mehr alte Menschen leben nach dem Auszug der Kinder und/oder dem Tod der*des Partner*in allein (Schmitz-Veltin, 2011). An die Stelle des Zusammenlebens mit der Kernfamilie treten vermehrt Wohnformen wie Wohngemeinschaften, generationenübergreifendes Wohnen oder Wohnprojekte für bestimmte Bevölkerungsgruppen wie Alleinerziehende oder Senior*innen (ebd.).

Das Statistische Bundesamt verzeichnet im Jahr 2020 einen Zuwachs von Ein- und Zweipersonenhaushalten – 20 Prozent der Haushalte in Deutschland bestehen aus einer Person, 33,5 Prozent aus zweien –, analog sinkt die Zahl der Haushalte mit vier und mehr Personen (Statistisches Bundesamt, 2022a). Nur in 36,9 Prozent der Haushalte leben Kinder unter 18 Jahren,

und auch in diesen ist ihre Zahl mit ein bis zwei meist niedrig. Außerdem sind hierin nicht nur Kernfamilien (beide Elternteile mit Kind(ern)) enthalten, sondern auch Haushalte Alleinerziehender, worunter 9,5 Prozent der Mütter und Väter fallen. Weiterhin lebt nach den Erhebungen 2020 in einem Viertel der deutschen Haushalte mindestens eine Person, die 65 Jahre oder älter ist. Daten zur Einkommensverteilung zeigen, dass rund 90 Prozent der Väter erwerbstätig sind, dagegen aber nur rund 75 Prozent der Mütter. Dies weist auf eine nach wie vor traditionelle Rollenverteilung hin, im Zuge derer Mütter weniger erwerbstätig sind und öfter Care-Arbeit übernehmen als Väter.

Die Diversität der Bevölkerung kann aus dem Bericht des Statistischen Bundesamts kaum abgelesen werden. Zwar existieren Daten zu einem über die Staatsangehörigkeit definierten *Migrationshintergrund*⁴ (ebd.), doch der Diversitätsbegriff orientiert sich an anderen Parametern als der Staatsangehörigkeit und dem problematisierten Begriff des *Migrationshintergrunds* und geht weit über diese hinaus. Wie sich Diversität in den Wohnverhältnissen ausdrückt, bleibt aufgrund fehlender Daten daher leider uneindeutig.

Zur Methode der Objektiven Hermeneutik und dem Gang der Analyse

Zur Auswertung der Idealkonzepte im IKEA-Katalog wird die Methode der Objektiven Hermeneutik verwendet. Diese zielt auf einen Nachvollzug der für einen spezifischen Fall wirksamen sozialen Regeln. Angenommen wird, dass jede soziale Handlung Regeln unterliegt, die bestimmte Möglichkeiten eröffnen und Handlungen Bedeutung verleihen (Wernet, 2006). Die Besonderheit eines Falls liegt in seinem Verhalten gegenüber diesen Regeln und in den Selektionen, die er aus verfügbaren Optionen vornimmt. Aus der Vielzahl der Positionierungen zu sozialen Regeln ergibt sich die jeweilige Fallstruktur (Wernet, 2006).

Zwar wird jeder Fall in seinen Spezifika betrachtet, doch zeigt sich in ihm etwas Allgemeines, wie Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahr (2014) festhalten:

Allgemeinheit wiederum liegt darin begründet, dass Individuen immer und notwendig verwiesen sind auf allgemeine Regeln und Bedingungen. (S. 264)

Gerade aufgrund des Fokus' auf gesellschaftliche Regeln und Einflüsse bietet sich die Methode zur Analyse des IKEA-Katalogs an.

Die *Objektive Hermeneutik* orientiert sich an den Interpretationsprinzipien Kontextfreiheit, Wörtlichkeit, Sparsamkeit, Extensivität und Sequenzialität. Kontextfreiheit und Wörtlichkeit zielen darauf, von den Intentionen der Akteur*innen zunächst abzusehen und das Material hinsichtlich des realisierten Sinns anstelle des intendierten zu analysieren (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 248). Hierzu wird eine Aussage aus ihrem Kontext gelöst, mit Gedankenexperimenten werden Überlegungen zu anderen Zusammenhängen angestellt, in welchen sie sinnvoll stehen könnte (Wernet, 2006). Die Betrachtung des Texts ohne seinen Kontext ermöglicht es, Differenzen zwischen subjektiv intendiertem und objektivem Sinn zu erkennen und Schlüsse über die vorgenommenen Selektionen zu ziehen. Zwar fordert das Prinzip der Extensivität eine detaillierte Untersuchung des Materials, diese muss aber innerhalb von Bedingungen bleiben, welche sich ohne Zusatzannahmen überprüfen lassen (Sparsamkeitsprinzip). Wichtig bei der Arbeit mit der Objektiven Hermeneutik ist ein sequenzanalytisches Vorgehen. Während beim sozialen Handeln Entscheidungen über Selektionen und das Verhalten zu Regeln getroffen werden, entwickelt sich die Struktur jeder Situation prozessual – „Sequenzialität wird [...] nicht im Sinne bloßen Nacheinanders, sondern als ‚Grund-Folge-Beziehung‘ verstanden“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 255). An jeder Stelle einer sozi-

alen Handlung stehen unterschiedliche Anschlüsse bereit, auch zu diesen werden Gedankenexperimente vorgenommen: Wie könnte es weitergehen und warum wird eine bestimmte Option gewählt (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014)? Ziel dieser Fragen ist, eine Fallstruktur nachzuvollziehen, das heißt ein Muster, nach dem Handlungsentscheidungen gefällt werden.

Zu Beginn des IKEA-Katalogs werden mittels Storytelling sechs fiktive Haushalte vorgestellt. Aus diesen werden hier vier ausgewählt, in denen Familienkonstellationen besonders präsent und strategische Darstellungen von Diversität besonders sichtbar sind. Die Analyse beschränkt sich auf Bilder mit Personen sowie auf Texte mit Bezug zum Familienleben. Bilder und Texte von und zu Einrichtungsgegenständen oder sonstigen Themen können nicht berücksichtigt werden, obwohl die Konstruktion eines Familienideals über die Wohnraumgestaltung spannend wäre. Weiterhin kann keine dezidierte Bildanalyse durchgeführt werden.

Stattdessen nutzt die folgende Analyse den von Andreas Wernet (2006) beschriebenen Dreischritt. Hierbei werden zuerst gedankenexperimentell Geschichten möglicher Kontexte erzählt, anschließend werden diese zu Lesarten verdichtet. Erst dann wird der tatsächliche Zusammenhang einbezogen und eine Hypothese über die Fallstruktur formuliert. Zur Überprüfung



Abbildung 1: Titelbild „Einfach, aber glücklich“. Quelle: IKEA Deutschland, 2020, S. 7.

dieser Hypothese wird weiteres Material hinzugezogen, bis eine fundierte Aussage getroffen werden kann (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014).

„Einfach, aber glücklich. Die erste gemeinsame Wohnung“

Auf dem Titelbild (Abb. 1) der Story, die den Katalog eröffnet, sind eine Frau und ein Mann circa Mitte 20 zu sehen, die auf einem Sofa sitzen oder liegen. Der Mann befindet sich im Vordergrund, die Frau hinter ihm, er streckt den Arm in die Kamera, als nehme er das Foto selbst auf. Er ist Person of Color, sie ist weiß. Möbel sind

auf dem Bild nur schemenhaft erkennbar, ihr funktionaler Gebrauchswert wird nicht thematisiert. Wegen des Selfie-Charakters, der von der Mimik des Mannes unterstützt wird, wirkt das Foto wie eine typische Selbstinszenierung in sozialen Medien.

Anstelle der Einrichtung rückt im Einleitungstext das Leben der Dargestellten in den Mittelpunkt. Der Beginn „Dieses junge Pärchen zieht das Leben an der Küste der Großstadt vor“ (IKEA Deutschland, 2020, S. 7) lädt zu Assoziationen von Freiheit und Unabhängigkeit ein, das Paar könnte als Aussteigende gelesen werden, die über eine Reise oder Auswanderung berichten. Erwartet würde eine Begründung, weshalb

sie das Leben an der Küste vorziehen. Stattdessen schließt der Text an mit:

Auf den nächsten Seiten zeigen wir dir, wie die beiden die Wogen des Alltags meistern – dort, wo das Adrenalin hoch und die Miete niedrig ist. (IKEA Deutschland, 2020, S. 7)

Noch immer könnte dies zu einer Reportage passen, vielleicht mit anderer Thematik als der einer Reise, der Blick wird auf die Machbarkeit und Gestaltbarkeit des eigenen Lebens gelenkt, welche mit Spaß und Abenteuer verbunden scheint, wenn auf das „hohe Adrenalin“ hingewiesen wird. Die Linie zu Möbeln wird erst im letzten Satz gezogen, wenn das Paar als wichtigsten Aspekt seines Zuhause benennt, allen Besitz beim nächsten Umzug im Bus unterbringen zu können. Diese Priorisierung überrascht, vermutet hätten Leser*innen beispielsweise eine erneute Betonung der Küstennähe. Der Einleitungstext geriert sich wie eine Reportage, das Paar wird als Verkörperung von Freiheit und Glück aufgebaut.

Die Bildkomposition reproduziert traditionelle Geschlechterverhältnisse: Der Mann befindet sich im Vordergrund und hat die aktive Rolle, das Selfie aufzunehmen, die Frau wird teilweise von ihm verdeckt und hat die Augenlider niedergeschlagen, sie bleibt passiv. Zu diesem Aufgriff klassischer Idealvorstellungen

mittels eines als stark inszenierten Mannes und einer weniger präsenten Frau passt ebenfalls, dass beide den geltenden Schönheitsnormen entsprechen.

Gleichzeitig ließe sich der Fall aber auch als Illustration eines offenen, scheinbar unkonventionellen Zusammenlebens auffassen – das Paar aus Person of Color und weißer Person lässt sich als Hinweis auf ein diversitätsorientiertes Gesellschaftsbild interpretieren. Unterstrichen wird diese Sichtweise, wenn die Dargestellten mit „Brecht die Regeln“ (IKEA Deutschland, 2020, S. 14) zitiert werden.

Der „Regelbruch“ verbindet sich textlich mit dem Bild eines (vermeintlich) diversen Paares – und reproduziert damit die Vorstellung, dieses Paar stelle eben nicht die Norm dar, sondern breche eine Regel. So soll das Paar womöglich als modern und offen charakterisiert werden, zugleich bleibt die Darstellung oberflächlich und in einem Raum verhaftet, in welchem das Paar nach wie vor als „Regelbruch“ gilt. Auf den ersten Blick widersprüchliche Ideale von Tradition und Modernität/Offenheit werden also miteinander verknüpft. IKEA nimmt zeitgenössische Ideen auf, wie durch die Repräsentation eines äußerlich diversen Paares, zugleich ist dies, wie Ahmed analysiert, dem eigenen Marketing-Interesse zuträglich. Jenes schwingt auch mit, wenn auf Machbarkeit verwiesen wird: IKEA konstruiert ein Paar,



Abbildung 2: Titelbild „Ein echter Volltreffer“. Quelle: Ikea Deutschland, 2020, S. 60

das Normen überwindet und sich unabhängig macht, wie diese Unabhängigkeit genau aussieht, erfahren Leser*innen aber nicht. Außerdem bedient sich das Paar zur Verwirklichung dieser Unabhängigkeit, kontrastierend zur Abgrenzung von der Allgemeingesellschaft, massenproduzierter Einrichtungsgegenstände. Dieses Muster ist ebenfalls am Titelbild der Story erkennbar – die Selfie-Komposition und der Gesichtsausdruck des Mannes zielen auf Eigeninitiative, dabei erinnern sie jedoch an kommerzialisierte Darstellungen auf Plattformen sozialer Medien. Ikea adressiert Individualität, diese geht aber nicht über einen reglementierten Rahmen

hinaus. Alternativ hätten auch ältere Paare dargestellt werden können, diese wären aber womöglich schlechter mit den von Ikea gewünschten Assoziationen nach Freiheit, Unabhängigkeit und Regelbruch vereinbar gewesen. Homosexuelle Paare werden im Katalog wiederum gar nicht dargestellt, über die Gründe ließe sich nur spekulieren. Zuletzt fällt auf, dass der Mann und nicht die Frau als Person of Color lesbar ist. Frauen of Color erfahren oftmals intersektionale Diskriminierungen und werden aufgrund dieser Komplexität noch weniger repräsentiert.



Abbildung 3: Essplatz „Ein echter Volltreffer“. Quelle: IKEA Deutschland, 2020, S. 66

„Ein echter Volltreffer. Eine Patchworkfamilie im neuen Zuhause“

Die (als solche bezeichnete) „Patchworkfamilie“ wird mit einem Bild im Wohn- und Esszimmer vorgestellt (Abb. 2). Darauf sitzt eine Frau auf dem Fußboden, hinter ihr auf einem Sofa befindet sich ein etwa achtjähriger Junge, der ihr die Haare kämmt, beide lachen. Die Frau und der Junge sind weiß, im Hintergrund steht ein Mann of Color, er schaut zu ihnen und lacht ebenfalls, durch die Fokussierung der Kamera ist seine Gestalt unscharf. Alle Personen sind schlank, die Erwachsenen

sind 30 bis 35 Jahre alt. Wie bei der vorherigen Story wird das Augenmerk auf die Figuren gerichtet statt auf die Einrichtung, mit dem Einblick in das Familienleben erhält die Aufnahme den Anschein eines privaten Schnappschusses.

Der Einstiegstext schlägt den Tonfall einer Reportage an: „Der Sport brachte sie zusammen: einen Jungen mit Talent, seinen Trainer und seine Mutter.“ (IKEA Deutschland, 2020, S. 61) Als Anschluss denkbar wäre eine tiefere Auseinandersetzung mit dem Leben von Patchworkfamilien. Im folgenden Text wird jedoch die alltägliche Haushaltsführung als zu

optimierendes Feld fokussiert.

Das Konzept „Patchworkfamilie“ scheint als Herausforderung, deren Bestehen Freude bereitet, was Begriffe aus dem Sport-Bereich untermauern: Die Familie wird als „Team“ bezeichnet, die einzelnen Personen als „Mitspieler“, und auch die Überschrift „Ein echter Volltreffer“ klingt nach einem Gewinn. Das Management einer Patchworkfamilie wird zum „Match“ oder Projekt, das sich mit der richtigen Taktik meistern lässt, auf eventuelle Schwierigkeiten wird nicht eingegangen. Dabei scheinen die einzelnen „Mitspieler“ des „Teams“ keineswegs gleichwertig: Zentral sind eindeutig Mutter und Sohn, die auf dem Bild im Vordergrund abgebildet sind, der Mann dagegen ist nur schemenhaft erkennbar und wirkt durch die Bezeichnung als „Trainer“ auch unpersönlicher.

Auf einem zweiten Foto (Abb. 3) ist die Frau beim Decken des Esstischs zu sehen. Lächelnd blickt sie zu dem Jungen, der malend auf dem Fußboden liegt, aufschaut und lacht. Auffallend ist die Darstellung der Frau bei der Verrichtung von Care-Arbeit, während der Mann abwesend ist. Wie das Titelbild stellt auch diese Aufnahme Nähe her – der Esstisch ist noch nicht vollständig gedeckt und der Junge spielt auf dem Fußboden. Subtil nimmt der Tisch als Symbol des Zusammenkommens der Familie das Zentrum des Bildes ein, mehr als seine Funktionalität betont er in dieser Symbolhaftigkeit das Familienleben.

Diese Konzentration wird fortgeführt, wenn ein Text auf Besuche von Großeltern verweist und damit den Patchwork-Charakter der Familie verstärkt. Der gleiche Text spricht von der Frau als „Mama“. Möglich gewesen wären neutrale Bezeichnungen wie „Frau“, individuierende wie durch einen Namen oder andere Rollenbeschreibungen wie „Mutter“ oder „Partnerin“. Indem die Figur „Mama“ genannt wird, fixiert der Text sie auf ihre Funktion als Mutter aus Perspektive des Kindes und erzeugt eine vertraute Atmosphäre.

In der Zusammenführung des Materials dieser Story wird deutlich, dass zwar vielfach auf den Patchwork-Aspekt hingewiesen, dieser aber im Kern kaum behandelt wird. Die Familie erfüllt das Ideal einer Kleinfamilie. IKEA kündigt dieses, entgegen der anfänglichen Behauptung, also nicht auf, sondern verbirgt es nur hinter einer scheinbar modernen und neuen Fassade. Beide Erwachsenen werden geschwächt – die Frau im Zuge ihrer Darstellung bei der Care-Arbeit und ihrer verniedlichenden Bezeichnung als „Mama“, der Mann durch seine undeutliche Abbildung im Hintergrund und seine sonstige Abwesenheit. Noch stärker als in der ersten Story wird Diversität hier oberflächlich inszeniert, nicht nur, weil sie wieder nur über das körperliche Äußere konstruiert wird. Ihr kommt auch lediglich die Funktion zu, die Patchworkfamilie



Abbildung 4: Titelbild „Auf in ein neues Kapitel“. Quelle: IKEA Deutschland, 2020, S. 77

noch unkonventioneller zu zeichnen, ohne dabei das weiße Familienideal in Frage zu stellen. Die Unkonventionalität, in diesem Fall des Zusammenlebens als Patchworkfamilie, bleibt also wieder eine leere Behauptung. Indem die Person of Color nach dem Titelbild und dem Eingangstext weder bildlich noch textlich erneut auftaucht, wird sie unsichtbar gemacht. Während die Frau und der Junge durch entsprechende Bezeichnungen und die Erwähnung von Hobbys als intim erlebt werden, bleibt die Person of Color nahezu anonym. Es scheint, der Anspruch an Diversität sei für IKEA mit dieser flüchtigen Darstellung erfüllt gewesen – womit Diversität nicht über eine Selbstzuschreibung hinausgeht.

Auch auf diese Story lassen sich die Lesarten von Tradition und Offenheit anwenden. Einerseits präsentiert sich IKEA durch die Darstellung einer Person of Color als divers und der Aufgriff einer Patchworkfamilie rezipiert moderne Familienkonstellationen. Andererseits wird Diversität nicht ausgearbeitet, sondern fügt sich in bestehende Rahmungen ein, und die Ausgestaltung dieser Patchworkfamilie bleibt in den Grenzen einer klassischen Kleinfamilie. Vermutlich möchte IKEA mit der Thematisierung von Patchworkfamilien innovativ wirken, ohne sich dabei von bestehenden Idealen zu entfernen, die den Absatz der Produkte sichern.



Abbildung 5: Essplatz: „Auf in ein neues Kapitel“. Quelle: IKEA Deutschland, 2020, S. 80

„Auf in ein neues Kapitel. Ein neues Zuhause für einen neuen Lebensabschnitt“

Das Titelbild (Abb. 4) der Story des einzigen im IKEA-Katalog abgebildeten Single-Haushalts zeigt eine weiße Frau von rund 40 Jahren, die mit einem Buch in der Hand in einem Sessel sitzt. Sie ist schlank und schaut gedankenverloren in den Raum, neben ihr befindet sich ein Beistelltisch mit einem Becher und weiteren Büchern darauf. Auch hier fällt der erste Blick auf die Person statt auf die Möbel, allerdings ist der Werbecharakter im Vergleich zu den bisher analysier-

ten Bildern deutlicher, da kaum andere Kontexte für dieses Foto vorstellbar sind. Gleichzeitig soll das Bild nicht gestellt wirken, die Frau schaut nicht in die Kamera. Der Einleitungstext liest sich wie der Auftakt eines Berichts über einen Lebenswandel: „Eine neue Stadt, ein neues Zuhause, ein neuer Anfang“ (IKEA Deutschland, 2020, S. 77). Folgend wird diese Aufbruchsstimmung um Selbstentfaltung ergänzt:

Die Hauptfigur dieser Geschichte folgt ihrem Herzen und verwirklicht sich ihren Traum einer Wohnung ganz nach ihrem Geschmack. (ebd., S. 77)

Nach diesem Wecken von Gedanken an Neuartigkeit würde eine ungewöhnliche bis experimentelle Einrichtung erwartet. Hiermit bricht der Abschluss des Texts: „Und ja, es darf auch mal ein bisschen mehr rosa sein.“ (ebd.) Für Leser*innen verwirrend werden Konventionen, von denen der Beginn eine Loslösung andeutete, wiederhergestellt durch die Zentralisierung dieser klassisch weiblich konnotierten Farbe, auch auf den weiteren Bildern. Die folgende Seite betont zunächst erneut Selbstverwirklichung, die Frau mache „wenig Kompromisse“. Die für sie wichtigsten Dinge an der Wohnung seien „ausreichend Regale für ihre geliebten Bücher und ein gemütlicher Platz zum Übernachten für ihren Sohn.“ (ebd., S. 78) Sowohl die verwendeten Adjektive als auch die Erwähnung eines Sohns erzeugen Nähe, als Mutter wird die Frau weicher empfunden. Außerdem wird deutlich, trotz ihres Alleinlebens und des Fokus auf Selbstverwirklichung ist sie keineswegs einsam.

Dies unterstreicht ein weiteres Bild (Abb. 5). Hier ist zu sehen, wie die Frau einen Tisch mit mehreren Tellern deckt, also nicht nur für sich selbst. Wie in der letzten Story wird eine Frau bei Haushaltsaufgaben dargestellt, was in diesem Fall in Verbindung mit den rosa Farbtönen auch die positiv beschriebenen Seiten von Femininität bestärkt. Da der Tisch noch

nicht vollständig für die Gäste vorbereitet ist, könnte dies auch ein privates Foto sein. Nach den ersten Worten des dem Foto zugeordneten Texts „Das Beste an ihrem neuen Zuhause“ (IKEA Deutschland, 2020, S. 83) erwarten Leser*innen eine Anpreisung bestimmten Mobiliars oder Zimmer, stattdessen wird erneut die Möglichkeit freier Entscheidung genannt. Erläutert wird diese jedoch nicht, es folgt eine Beschreibung der Küche, die schließt mit der Frage „was braucht man mehr für einen schönen Abend mit Freunden?“ (ebd., S. 83). Dies schwächt das hervorgehobene Alleinleben ab, zwar wohnt die Frau nicht mit anderen Menschen zusammen, doch sie bekommt augenscheinlich oft Besuch. Was die Wohnung und ihre Selbstentfaltung für die Frau selbst bedeuten, wird gegenüber diesem Raum für Kontakt kaum erläutert. Damit werden Wohnungseinrichtung und ein authentisches Selbst zu Bedingungen für gelingende Beziehungen – unter dem Label „Selbstentfaltung“ geht es statt um das Selbst mehr um die Gestaltung positiver Beziehungen.

Zusammengenommen stilisiert die einzige Story eines Einpersonenhaushalts das Alleinleben zu einem Selbstentfaltungsprojekt, Negatives wie Einsamkeit wird mit Verweisen auf Besuche ausgeschlossen, die außerdem den Fokus von Selbstentfaltung von der Figur weglenken – Selbstverwirklichung für andere statt für sich selbst. Analog zu



Abbildung 6: Essplatz: „Auf in ein neues Kapitel“. Quelle: IKEA Deutschland, 2020, S. 80

dieser Konstruktion der Figur entlang ihrer Außenwirkung wird die Frau durch die omnipräsente Farbe Rosa geschlechtlich stereotyp dargestellt.

Ihre „weiblichen“ Eigenschaften werden als Teile der Selbstverwirklichung aufgezogen, die Frau möchte gar nichts anderes sein als typisch weiblich. Individualität bleibt im Rahmen des Geschlechts, der als Freiheit und nicht als Restriktion gesehen wird, womit die anfangs erregten Erwartungen von Unkonventionellem und echter, nicht an Erwartungen anderer

angepasster Authentizität enttäuscht werden. Vermutlich war ein Ziel von IKEA der Aufbau einer Art Traumwelt, diese geriert sich aber homogen und artifiziell. Mit der Verbindung von Selbstentfaltung, die letztlich vorwiegend auf Akzeptanz bei anderen zielt und hierzu Geschlechternormen aufgreift, verzweigen sich auch hier Offenheit und Tradition.



Abbildung 7: Küchentresen „Willkommen in der Welt der Erwachsenen“.

Quelle: IKEA Deutschland, 2020, S. 97

„Willkommen in der Welt der Erwachsenen. Ein buntes Heim mit genug Platz für Eltern und zwei Teenager“

Das letzte Fallbeispiel zeigt eine Familie um einen gedeckten Tisch (Abb. 6). Ein Mann und eine Frau sitzen einander gegenüber, beide sind 40 bis 45 Jahre alt, hinter dem Mann steht ein circa 17-jähriger Jugendlicher, neben der Frau ein etwas jüngeres Mädchen. Das Mädchen scheint eben etwas gesagt zu

haben, die anderen Personen schauen sie ernst oder angestrengt an. Alle Figuren sind weiß und schlank. Dass die Familie nicht in einem fröhlichen Moment gezeigt wird, spielt auf das in der weiteren Story problematisierte Zusammenleben mit Jugendlichen in der Pubertät an. Vorstellbar wäre das Foto wegen dieser unterschwelligten Spannungen in einem Erziehungsratgeber oder ähnlichen Medien.

Der Einleitungstext könnte ebenfalls in diesem Zusammenhang stehen. Pas-

send wäre der Ansatz „Wenn die Kleinen groß werden“ (IKEA Deutschland, 2020, S. 93) für Hilfestellungen, wie Eltern mit dem Auszug ihrer Kinder umgehen können. Konfliktpotenzial wird sichtbar, wenn die Jugendlichen als sehr unterschiedlich charakterisiert werden, allerdings werden die Gegensätze nicht konkretisiert, gleich darauf wechselt das Thema zu ihrem baldigen Auszug:

Nicht mehr lange und die beiden werden auf eigenen Füßen stehen. Nach und nach entdecken sie immer mehr Freiheiten – aber zur großen Freude ihrer Eltern auch die Verantwortung, die damit verbunden ist. (ebd., S. 93)

Näher eingegangen wird auf die Freiheiten nicht und anstelle von Punkten wie Berufsentscheidungen, die Leser*innen mit den Verantwortungen assoziiert hätten, werden zum Schluss des Texts Fragen basaler Alltagsorganisation gestellt, auf welche die Jugendlichen reagieren müssten. An keiner Stelle spricht dieser Abschnitt von Wohnraumgestaltung.

Im Verlauf der Story ändert sich dies und die richtige Einrichtung wird als Problemlösung etabliert. So wird folgend auf eine Beschreibung verschiedener Ernährungsvorlieben der Familienmitglieder gefragt: „Zu viele Köche verderben den Brei? In einer großzügigen, offenen Küche wie dieser ist genug Platz für alle!“ (IKEA

Deutschland, 2020, S. 96). Wie in der Story zur Patchworkfamilie begrenzen Benennungen als „Mama“ und „Papa“ die Elternteile auf ihre Rolle im familialen Beziehungsgefüge, die Jugendlichen werden verniedlicht zu „Kindern“. Die Figuren wirken damit einander nah.

Einen harmonischen Eindruck vermittelt auch das Foto der Geschwister am Küchentresen (Abb. 7). Darauf nascht der Junge von einer Platte Obst, das Mädchen steht daneben mit einem Glas Saft, beide lachen. Die Szene erzeugt eine Atmosphäre von Vertrautheit, die Jugendlichen haben Spaß, weiterhin bekräftigt die Abwesenheit der Eltern ihre Eigenständigkeit. Ein letzter Text dieser Story setzt ein wie der Artikel einer Jugendzeitschrift zu Schwierigkeiten der Pubertät: „Das Erwachsenwerden hat so seine Tücken. Du wächst heran, bildest dir deine Meinung und entdeckst deinen eigenen Weg“ (IKEA Deutschland, 2020, S. 106). Ratschläge bleiben aber aus, die Anknüpfung „Das Letzte, was du jetzt gebrauchen kannst, ist die Sucherei nach Jacke und Rucksack jeden Morgen“ (ebd., S. 106) ist überraschend, solches Alltagsmanagement ist kein primärer Gedanke zu Problemen des Aufwachsens. Wieder wird Einrichtung als Lösung propagiert, womit Herausforderungen des Erwachsenwerdens insgesamt handhabbar scheinen.

Die Familie dieser Story ist idealtypisch mit Eltern, einem Sohn und einer Tochter.

Bezeichnungen wie „Mama“, „Papa“ und „Kinder“ verstärken dies – die Familie wird zur Einheit, wobei im Mittelpunkt die Jugendlichen stehen und die Eltern als Konglomerat nicht individualisiert werden. Mehrmals werden Differenzen angedeutet, ohne dass deren Inhalte begreiflich werden, auch verstehen sich die Jugendlichen auf Abb. 8 gut miteinander, obwohl sie „unterschiedlicher nicht sein könnten“ (IKEA Deutschland, 2020, S. 93). Konfliktträchtiges wird entweder nicht vertieft oder als durch die richtige Wohnungsgestaltung lösbar dargestellt, anderenfalls würde die Harmonie gestört und das Familienideal weniger attraktiv. Untermauert werden diese Ideale von der Erfüllung der Schönheitsnormen.

Alle Personen sind schlank, die Haut der Eltern ist faltenlos, lediglich der Mann hat graue Haare, was gängigen Schönheitsansprüchen für Männer allerdings nicht widerspricht. Diversität ist in dieser Idealfamilie nicht vorhanden, vielleicht weil diese die Einheit, welche als Errungenschaft über Konflikte präsentiert wird, hätte unterwandern können. Jene Einheit bildet das Traditionelle an diesem Fall, Konflikte werden dank engen Zusammenhalts überwunden. Gleichzeitig stehen die Jugendlichen für Zukunftsoffenheit und Innovation, wenn deren Persönlichkeitsentwicklung betont wird. Damit wird das Bild einer traditionellen Familie aktualisiert.

Der Clash von Offenheit und Tradition und von Ideal und Realität

Über die verschiedenen Fallbeispiele hinweg erkennbar ist eine Verschränkung von Tradition und Offenheit/Unkonventionalität. Immer wieder präsentiert sich IKEA mit jungen Figuren im Aufbruch als modern, innovativ und äußerlich divers, zugleich werden Ideale wie das der Kernfamilie oder heterosexueller Partnerschaft nicht aufgegeben. Wie Sara Ahmed (2012) kritisiert, sind Verweise auf Diversität, und damit auch auf Aspekte wie alternative Wohnformen mit Patchworkfamilien, oft oberflächliche Werbestrategien, hinter deren mangelnder tieferer Auseinandersetzung sich klassische Konzepte verbergen.

Der IKEA-Katalog produziert harmonische Welten, wie vor allem bei der Story der alleinlebenden Frau deutlich wird, und einheitliche Familien wie im letzten Beispiel. Eventuell Problematisches wird ausgeblendet, wenn zum Beispiel die Darstellung von Diversität auf körperliches Äußeres begrenzt bleibt oder nicht auf Dinge wie Einsamkeit und Konflikte in der Familie eingegangen wird – dies beobachten auch Anna-Katharina Riedel und Rosanna Umbach (2020) in Bezug auf den IKEA-Katalog 2019/2020 (00:18:00–00:18:40). Geschickte Wohnraumgestaltung wird als Lösung für herausfordernde Wohn- und Lebenssituationen propagiert. Wohnen

wird mit Familie gleichgesetzt (Riedel & Umbach, 2020, 00:23:45–00:23:52), die in Relation zu ihrer faktisch abnehmenden Zahl überproportional häufig dargestellt wird, wogegen nur eine Story einen Einpersonenhaushalt behandelt.

Hinsichtlich Geschlechterrollen und Diversität finden sich im IKEA-Katalog jene Diskrepanzen zwischen modernen Einstellungen und traditionellen Praktiken, die die Gesellschaft prägen. So werden Frauen einerseits als emanzipiert dargestellt, wenn beispielsweise die Alleinlebende sich selbstverwirklichen möchte, andererseits findet solche Selbstverwirklichung innerhalb bestehender Normen statt, insbesondere Frauen werden durch Farbzuschreibungen stereotyp konstruiert und im Gegensatz zu Männern auch bei der Care-Arbeit gezeigt. Ähnlich vollzieht sich die Beschäftigung mit Diversität. In den analysierten Storys finden sich zwar People of Color, bleiben aber Statisten. In der Patchworkfamilie steht der Betroffene sogar so stark im Hintergrund, dass er beinahe übersehen werden kann. Der Zugang zu Diversität ausschließlich über das körperliche Äußere ist verkürzt und vergisst, spezifische kulturelle und soziale Hintergründe auch in ihren intersektionalen Verhältnissen mitzudenken. Weiterhin sind beide *diversen* Figuren männlich, und in einem umfassenderen Diversitätsverständnis werden keine Menschen über 45 Jahren integriert, obwohl diese einen

hohen Anteil der Bevölkerung stellen. Alle Dargestellten entsprechen den geltenden Schönheitsnormen.

Der IKEA-Katalog nimmt also teilweise unkonventionelle Repräsentationen vor und adressiert vielfach Selbstentfaltung und Individualisierung, diese gehen aber immer mit traditionellen Elementen einher. Zur Vermarktung inszeniert IKEA sich als jung und fortschrittlich ohne dabei allzu normabweichend wirken zu wollen, um die gesellschaftliche Akzeptanz nicht zu gefährden.

Offenheit als Norm – eine Antinomie?

Die Verknüpfung traditioneller und moderner Ideale im IKEA-Katalog 2020/2021 scheint auf den ersten Blick widersprüchlich. Allerdings nimmt sie real vorhandene Diskrepanzen zwischen emanzipatorischen Haltungen auf der einen und konventionellen Verhaltensmustern auf der anderen Seite auf. IKEA möchte von potenziellen Kund*innen als innovativ wahrgenommen werden, konstruiert zum Erreichen der Marketing-Ziele aber idealtypische Familien. Die Werbestrategie legt den Fokus stärker auf Personen als auf Einrichtungsgegenstände – es soll eine Sehnsucht nach den präsentierten Lebensweisen hervorgerufen werden. Diese Lebensverhältnisse und -ideale

sind mit Blick auf die Wohnsituation in Deutschland nicht realistisch. Es werden Kleinfamilien abgebildet, deren Zahl in Wirklichkeit abnimmt, Abweichungen von weißen Normen bleiben Randphänomene und der Altersdurchschnitt der Personen im Katalog liegt deutlich unter dem der Gesamtgesellschaft. Darüber hinaus wird durch die Darstellung von Menschen ausschließlich mit Idealfiguren Schlankheit als Norm gesetzt. Andere Präsentationsweisen wären denkbar, beispielsweise hätten mehr Einpersonenhaushalte oder Wohnformen wie Wohngemeinschaften einbezogen werden können, auch Alleinerziehende, Senior*innen und diversere Patchworkfamilien wären Varianten gewesen. Möglicherweise möchte IKEA mit diesen immer an konventionelle Bilder geknüpften Diversitätsdarstellungen das Risiko vermeiden, potenzielle Zielgruppen zu verschrecken.

Hinsichtlich der intendierten Vermarktung von Ware ist es verständlich, dass IKEA, Konflikte im Katalog nicht komplex wiedergibt und jeden Haushalt als geschlossenen, harmonischen Mikrokosmos konzipiert. Jedoch scheint es, als würden strukturelle Probleme wie prekäre Wohnverhältnisse oder Differenzen zwischen Familienmitgliedern negiert, wenn sie zwar angerissen werden, als Lösung aber immer eine bessere Einrichtung beworben wird. IKEA stellt Wunschbilder perfekter Leben her, die durch den Erwerb der Produkte erreichbar sein sollen. Indem IKEA sich

bestehende Idealkonzepte von Wohnen und Familie zu eigen macht, kann es Ware über diese Konzepte anpreisen, womit aber auch den Idealen immanente Ungleichheiten reproduziert werden. Immer wieder spricht der IKEA-Katalog Selbstverwirklichung an, gleichzeitig ist diese nur in gesetzten, vorstrukturierten Rahmen möglich und soll durch nicht-individuelle, massenproduzierte Einrichtungsgegenstände umgesetzt werden. Oberflächlich offene Einstellungen verdecken verhärtete Normen in der Tiefenstruktur.

¹ Auf historische Entwicklungen und Emanzipationsprozesse der beschriebenen Idealkonzepte kann dieser Beitrag indes nicht detailliert eingehen. Ohne hiermit eine Ahistorizität unterstellen zu wollen, liegt an dieser Stelle der Fokus auf den aktuellen Gegebenheiten.

² Zu diesen Beispielen und deren Analyse siehe Brenner & Engert, 2020.

³ Ich gehe an dieser Stelle nicht auf Schönheitsideale für nichtbinäre Personen ein, da für diese keine klassischen Schönheitsideale zu existieren scheinen, vielmehr wird von ihnen erwartet, sich dem weiblichen oder dem männlichen Geschlecht zuzuordnen.

⁴ Das Statistische Bundesamt fasst unter „Bevölkerung mit Migrationshintergrund alle Personen, die entweder selbst nicht mit deutscher Staatsangehörigkeit geboren sind oder bei denen mindestens ein Elternteil nicht mit

LITERATUR

Ahmed, S. (2012). *On Being Included. Racism and Diversity in Institutional Life*. Duke University Press.

Brenner, M., & Engert, M. (2020, 3. Januar). *Werbung und Vorurteile. Rassismus in der Espresso-Tasse*. Süddeutsche

Zeitung. <https://www.sueddeutsche.de/kultur/lucaffe-lo-go-rassismus-blackfacing-1.4742615>.

Daniels, E. A., Gillen, M. M., & Markey, C. H. (Hrsg.). (2020). *Body Positive. Understanding and Improving Body Image in Science and Practice*. Cambridge University Press.

Dierig, C. (2020, 9. Dezember). *Ikea-Katalog wird eingestellt. Die Welt*. <https://www.welt.de/wirtschaft/article221961884/Ikea-Katalog-eingestellt-Die-Auflage-war-hoher-als-die-Bibel.html>.

Eyerund, T., & Orth, A. K. (2019, 5. März). *Geschlechterrollen. In der Theorie modern, in der Praxis klassisch. Institut der Deutschen Wirtschaft*. <https://www.iwkoeln.de/studien/theresa-eyerund-anja-katrin-orth-in-der-theorie-modern-in-der-praxis-klassisch.html>.

Fischer, U. L. (2006). Partnerschaft und Familie unter Bedingungen der aktuellen gesellschaftlichen Krise. In J. Reuter & K. Wolf (Hrsg.), *Geschlechterleben im Wandel. Zum Verhältnis von Arbeit, Familie und Privatsphäre*. (S. 213-229). Stauffenburg.

IKEA Deutschland GmbH & Co. KG (2020). *IKEA 2020/2021. Tipps, Tricks und Ideen für einen besseren Alltag Zuhause*. IKEA Deutschland GmbH & Co. KG.

Posch, W. (1999). *Körper machen Leute. Der Kult um die Schönheit*. Campus.

Przyborski, A., & Wohlrab-Sahr, M. (2014). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. Oldenbourg.

Reuter, J. (2006). Geschlechterleben im Privathaushalt. Die Macht der Gleichheit und die Ohnmacht der Gesten. In J. Reuter & K. Wolf (Hrsg.), *Geschlechterleben im Wandel. Zum Verhältnis von Arbeit, Familie und Privatsphäre*. (S. 263-278). Stauffenburg.

Reuter, J., & Wolf, K. (2006). Geschlechterleben im Wandel. Projekt und Paradox. In J. Reuter & K. Wolf (Hrsg.), *Geschlechterleben im Wandel. Zum Verhältnis von Arbeit, Familie und Privatsphäre*. (S. 7-16). Stauffenburg.

Riedel, A.-K., & Umbach, R. (2020, 30. August). *Talk. Wohnfrequenz #1 [Podcast]*. Sphere Radio. <https://sphere-radio.net/episoden/wohnfrequenz-1/>

Schmitz-Veltin, A. (2011). *Gesellschaft im demographischen Wandel – Szenarien zur Zukunft des Wohnens in der Stadtregion*. Universität Mannheim.

Statistisches Bundesamt (Destatis) (2022a). *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Haushalte und Familien. Ergebnisse des Mikrozensus 2020 (Endergebnisse)*. https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Haushalte-Familien/Publikationen/Downloads-Haushalte/haushalte-familien-endergebnisse-2010300207004.pdf?__blob=publicationFile.

Statistisches Bundesamt (Destatis) (2022b). *Bevölkerung. Migration und Integration*. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migration-Integration/inhalt.html>.

Wernet, A. (2006). *Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik*. Verlag für Sozialwissenschaften.

Üblacker, J. (2019). Digital vermittelte Vernetzungsabsichten und Ressourcenangebote in 252 Kölner Stadtvierteln. In R. G. Heinze, S. Kurtenbach & J. Üblacker (Hrsg.), *Digitalisierung und Nachbarschaft. Erosion des Zusammenlebens oder neue Vergemeinschaftung?* (S. 143-164). Nomos.

ZUR AUTORIN:

Pauline Hatscher studiert im Master Kulturwissenschaften an der Universität Leipzig. Zuvor studierte sie Kulturwissenschaften und Bildungswissenschaft an der Leuphana Universität Lüneburg. Besonders interessiert sie sich für die qualitativ-rekonstruktive Erforschung von Schnittstellen zwischen Individuum und Gesellschaft und von sozialer Ungleichheit, sowie für Interaktionsanalysen.

Den Beitrag haben **Michelle Giez, Helen Greiner, Charlotte Huch, Aljosha Kannewurf, Annabell Lamberth und Konsantin Schiewer** redaktionell betreut und lektoriert.

Kollektive Sorge

Care-Arbeit in gemeinschaftlichen Wohnformen mit Kindern

von Janine Thiel

53

Wohnen und Care sind eng miteinander verknüpft: Wie Menschen zusammenwohnen, hat eine Auswirkung darauf, wie sie Care-Arbeit durchführen. In gemeinschaftlichen Wohnformen gibt es eine Vielzahl an Unterstützungsmöglichkeiten und Hilfen, aber auch Herausforderungen, denen die Bewohner*innen im Zusammenwohnen begegnen. Haushalt, Kinderbetreuung oder emotionale Sorge können von den Bewohner*innen jenseits konventioneller Kleinfamilien durchgeführt und verhandelt werden. In diesem Beitrag wird der Frage nachgegangen, wie Care-Arbeit in gemeinschaftlichen Wohnformen mit Kindern organisiert und ausgeübt wird. Dabei werden die Unterstützung und Hilfe für Eltern und insbesondere Alleinerziehende durch die Wohngemeinschaft in den Blick genommen. Die empirische Grundlage bilden zwei teil-narrative Interviews mit Bewohnerinnen zweier gemeinschaftlicher Wohnprojekte, welche exemplarisch mit der Grounded Theory Methodologie analysiert werden.

abstract

Schlagwörter

gemeinschaftliche Wohnformen; Care-Arbeit; alternative Lebensformen; Grounded Theory Methodologie

Care-Arbeit in privaten Haushalten: Praktiken und Problematiken

Spätestens seit der Corona-Pandemie erfährt Care-Arbeit in Politik und Wissenschaft erhöhte Aufmerksamkeit – zeigte sich doch deutlich, dass alle Menschen auf Care angewiesen sind und die sogenannten Care-Giver, als diejenigen, die Care-Arbeit durchführen, oft hohen Belastungen ausgesetzt sind (Berger, 2021, S. 74; Hank & Steinbach, 2021; Hipp & Bünning, 2021). Dies gilt nicht nur für den öffentlichen Sektor, sondern auch für den privaten. Care-Arbeit meint Tätigkeiten des Sorgens und Sich-Kümmerns (Jurczyk & Thiessen, 2020, S. 124–125). In Privathaushalten fallen darunter eine ganze Reihe an Aufgaben wie Kinderbetreuung und Pflege, aber auch Haushaltstätigkeiten wie Putzen, Kochen oder Einkaufen (Razavi & Staab, 2008, S. 5; Winker, 2015b, S. 23).

Darüber hinaus werden im Alltag oft unbemerkt bleibende Organisations- und Koordinierungsprozesse (sogenannter Mental Load), emotionale Fürsorge sowie das Kümmern um sich selbst (Self-Care) darunter gefasst (Apitzsch & Schmidbaur, 2011, S. 44; Gerlinger, 2019, S. 44). Insbesondere mit der Elternschaft geht ein erhöhter Aufwand an Care-Arbeit einher: Kinder müssen umsorgt und getröstet werden, die Beschäftigung mit Erziehungsmethoden oder die Koordination von Terminen und Schulaufgaben nehmen

zusätzliche Zeit in Anspruch und es muss mehr Kraft für die im Hintergrund ablaufende Beziehungsarbeit in der Familie aufgewandt werden (DeGroot & Vik, 2020, S. 1260–1263; Winker, 2015b, S. 12).

Eltern und besonders Alleinerziehende sehen sich heutzutage der Herausforderung gegenübergestellt Erwerbsarbeit, Haushalt und Kindererziehung gleichzeitig zu bewältigen (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend [BMFSFJ], 2021, S. 380, 387). Nicht immer können sich Großeltern Betreuungslücken schließen (Boll & Castiglioni, 2021, S. 26; Sellbeck & Langmeyer, 2018, S. 32–42). Auch sozialstaatliche Maßnahmen können Care-Defizite und Belastungen im privaten Bereich nicht ausreichend abfangen, hinken sie doch familialen Veränderungen hinterher (Roller & Eck, 2022, S. 225).

Eine mögliche Antwort auf diese Problematiken stellt geteilte Care-Arbeit in gemeinschaftlichen Wohnformen mit Kindern dar. Diese werden in der soziologischen Forschung als Experimentierfelder gesellschaftlicher Veränderungen betrachtet (Dürr et al., 2021, S. 6; Heitkötter & Lien, 2021, S. 373). Mitunter gelten sie als Pioniere und Hoffnungsträger neuer Formen des Miteinanders und einer Neu-Organisation von Care-Arbeit (Schack, 2018, S. 106; Winker, 2015a, S. 539; Wonneberger, 2015, S. 19)¹. In diesem Beitrag werden daher die Forschungsfelder

Wohnen und Care verbunden, indem ein explorativer Blick auf die Care-Praxis in gemeinschaftlichen Wohnformen gerichtet wird. Der Artikel widmet sich der Frage, wie Care-Arbeit in gemeinschaftlichen Wohnformen mit Kindern organisiert und ausgeübt wird. Insbesondere werden die Unterstützung und Entlastung, welche Eltern und vor allem Alleinerziehende mit minderjährigen Kindern bei der Ausübung von Care-Arbeit durch das Wohnprojekt erhalten, in den Blick genommen. Hierfür wurden im Sommer 2021 zwei teilnarrative Interviews mit Bewohnerinnen gemeinschaftlicher Wohnprojekte durchgeführt und mit der Grounded Theory Methodologie (GTM) ausgewertet (Glaser & Strauss, 1967; Schütze, 1976, 2016; Strauss, 1998). Die Fragestellung wird dabei exemplarisch aus Sicht einer alleinerziehenden Mutter und einer Bewohnerin ohne eigene Kinder beleuchtet.

Im Folgenden wird näher auf die bereits angeklungene Krisenhaftigkeit von Care-Arbeit in Privathaushalten eingegangen. Sodann wird der Blick auf aktuelle Forschung zu Care-Arbeit in gemeinschaftlichem Wohnen gelenkt. Nach einer Vorstellung verwendeter Daten und Methoden, finden sich die Ergebnisse der empirischen Analysen.

Care-Arbeit in privaten Haushalten in der Krise

Bereits seit den 1990er Jahren wird in der Wissenschaft von einer „Sorge- oder Care-Krise“ (Beneria, 2010; Jurczyk, Rerich, et al., 2020; Phillips & Benner, 1994) gesprochen. Mit dieser wird die aktuelle Problemlage beschrieben, dass die Bedarfe an Sorgearbeit nicht mehr ausreichend durch die Angebote gedeckt werden können (Knobloch, 2013, S. 25). Es kommt zu Sorgelücken oder Sorgedefiziten, die nicht nur mit einer Unterversorgung von Sorgeempfangenden einhergehen, sondern auch eine hohe Überlastung und Überforderung derjenigen, die Care-Arbeit leisten zur Folge haben (Jurczyk, 2010, S. 72; Knobloch, 2013, S. 25). Die Krisenhaftigkeit erstreckt sich nicht nur auf den wirtschaftlichen, staatlichen und ehrenamtlichen Sektor der Care-Arbeit, sondern betrifft auch private Haushalte.

Die Ursachen und Bedingungen der aktuellen Care-Krise in Privathaushalten sind vielfältig. Frauen bleibt aufgrund der steigenden Erwerbsbeteiligung innerhalb der letzten drei Jahrzehnte (Seyda, 2003, S. 3-4; Statistisches Bundesamt, 2022) weniger Zeit zur Ausübung von Care-Tätigkeiten im Privaten (Leibert, 2014, S. 1; Wanger, 2020, S. 62-70). Obwohl der Wunsch von Vätern nach mehr Zeit mit Kindern längst laut wurde, gibt es keinen äquivalenten Anstieg der Beteiligung von Männern an

Haushaltsarbeiten und Kinderbetreuung (Boll, 2017, S. 6-11; Samtleben, 2019, S. 140-142). Gerade durch eine Elternschaft verschärft sich die Differenz der Beteiligung an Sorgetätigkeiten zwischen Frauen und Männern enorm (Institut für Demoskopie Allensbach [IfD], 2015, S. 6-12; Stier & Lewin-Epstein, 2007). Zudem verstärkt die gestiegene Multilokalität von Familien die Krisenhaftigkeit der Sorgearbeit im Privaten: Großeltern und Kernfamilie wohnen seltener gemeinsam an einem Ort, sodass Sorgelücken schwieriger innerfamiliär auszugleichen sind (Boll & Castiglioni, 2021, S. 26). Auch stehen nicht ausreichend staatliche Kinderbetreuungsangebote zur Verfügung, kann beispielsweise nicht immer das Recht auf einen Betreuungsplatz für Kinder von ein bis drei Jahren eingelöst werden (BMFSFJ, 2021b, S. 416; Winker, 2015a, S. 537). Nicht zuletzt ist der Familialismus des konservativen Wohlfahrtsstaates in Deutschland ein Adjutant der Care-Krise: Wohlfahrtsstaatliche Maßnahmen stützen konventionelle Kleinfamilien und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung (Possinger, 2013, S. 89-91; Roller & Eck, 2022, S. 223-235).

Die Care-Krise in Privathaushalten manifestiert sich in sozialen Ungleichheiten und Belastungen für Sorge-Tragende. Eine stärkere Einbindung von Frauen in häusliche Care-Arbeit und der (partielle) Rückzug aus dem Erwerbsleben führen zu einem reduzierten Lebenserwerbseinkommen,

geringeren beruflichen Aufstiegschancen und Rentenansprüchen sowie finanzieller Abhängigkeit (Meier-Gräwe, 2017, S. 113-114). Zudem führt die Fülle an zu erledigenden Aufgaben häufig zu einer dauerhaften Überlastung und Überforderung, während eigene Interessen und die Sorge für sich selbst aus Zeitmangel zurückgestellt werden (Bauhardt, 2013, S. 12; Gerlinger, 2019, S. 44; Knobloch, 2013, S. 25; Winker, 2015b, S. 536). Personen mit Kindern, die neben der privaten Sorgearbeit gleichzeitig einer Lohnarbeit nachgehen, sehen sich mit den Herausforderungen der Vereinbarkeit von Sorge- und Berufstätigkeit konfrontiert (Kellner-Zotz, 2020, S. 73-76). Gleichsam sind Eltern durch gestiegene Anforderungen an die Erziehung einem hohen Druck ausgesetzt (IfD, 2020, S. 3; Nave-Herz, 2012, S. 44-46). Auswirkungen der Care-Krise trifft allein- und getrennterziehende Frauen besonders hart: Diese müssen Care-Arbeit und Erwerbsarbeit größtenteils alleine bewerkstelligen und sind von Armutsrisiken, Anforderungen des Alltags und Stigmatisierung im Besonderen betroffen (Jochim, 2020, S. 61, 103-254).

Durch diese Herausforderungen der Care-Krise im Privaten gewinnen soziale Netzwerke nicht-verwandter Personen im Nahraum an Bedeutung (Boll & Castiglioni, 2021, S. 24; Dürr et al., 2021, S. 14; Heitkötter, 2020, S. 263). Gemeinschaftliches Wohnen wird von der Wissenschaft als

eine Antwort auf sich verändernde Familienstrukturen und aktuelle Problemlagen der Care-Arbeit betrachtet (Spellerberg, 2021). Im Folgenden wird daher der Blick auf exemplarisch ausgewählte Forschungsliteratur zu gemeinschaftlichen Wohnformen mit Kindern und ihr Potenzial für eine Re-Organisation der Care-Arbeit gerichtet. Vorab wird darauf eingegangen, wie in diesem Beitrag gemeinschaftliche Wohnformen verstanden werden.

Was sind gemeinschaftliche Wohnformen?

Gemeinschaftliche Wohnformen zeichnen sich dadurch aus, dass mehrere Personen längerfristig und selbstorganisiert als Gemeinschaft zusammenleben, die über verwandtschaftliche oder kernfamiliale Zusammenhänge hinausragt. Tradierte Kleinfamilien können sich innerhalb gemeinschaftlicher Wohnformen befinden, zum Beispiel in abgetrennten Haushalten, teilen sich aber mit anderen Bewohner*innen gemeinschaftliche Räume und gestalten Teile ihres Alltags gemeinsam (Roller & Eck, 2022, S. 228). Die Erscheinungsformen sind vielfältig: Neben Hausprojekten und Wohngemeinschaften existieren Frauenwohnprojekte (z. B. Becker & Linke, 2015), gemeinschaftliches Senior*innenwohnen (z. B. Scherzer, 2003), Cluster-Wohnungen für Familien oder Alleinerziehende (z. B. Prytula et al., 2020), gemeinschaftlich

organisierte Wagenplätze (z. B. Ginski et al., 2012, S. 47) sowie ganze Ökodörfer (z. B. Kunze, 2008). Die Projekte unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Größe, den Zielen und Zielgruppen, der Rechts- und Eigentumsform oder den etablierten Kommunikationsstrukturen (Beck, 2021, S. 7; Dürr et al., 2021, S. 36-207). Gemeinsam ist den Wohnformen, dass sie durch die Bewohner*innen weitestgehend verwaltet werden und Entscheidungen von diesen selbst getroffen werden (Fedrowitz, 2016, S. 10; Ginski et al., 2012, S. 18). Die Bewohner*innen haben sich eigenständig für das Zusammenleben entschieden, wollen nicht nur nebeneinander, sondern auch in sozialer Gemeinschaft wohnen (Fedrowitz, 2016, S. 9). Der Grad an Gemeinschaftlichkeit kann variieren (Dürr et al., 2021, S. 40; Heitkötter & Lien, 2021, S. 370). Oft gibt es im Zusammenwohnen aber enge soziale Beziehungen, emotionale Verbundenheit und gegenseitige Hilfe (z. B. Heitkötter & Lien, 2021, S. 336-344; Wonneberger, 2015, S. 18). Daher wird gemeinschaftliches Wohnen mitunter auch als eigenständige Lebensform betrachtet, welche über die Summe der einzelnen Lebensweisen der Bewohner*innen und Haushalte hinausreicht (Heitkötter & Lien, 2021, S. 335). Nicht eingeschlossen sind fremdverwaltete Wohnformen wie das Wohnen in Pflegeeinrichtungen, Internaten, Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe oder Gemeinschaftsunterkünfte für Geflüchtete.

In den letzten zwanzig Jahren gab es einen erheblichen Anstieg sowie eine starke Ausdifferenzierung gemeinschaftlicher Wohnformen (Fedrowitz, 2011, S. 1; Ginski et al., 2012, S. 16; Kuhn, 2021, S. 16). Im Zuge dessen stieg auch das soziologische Forschungsinteresse an gemeinschaftlichem Wohnen.

Der Forschungsstand: Die Re-Organisation von Care in gemeinschaftlichem Wohnen

Gemeinschaftliche Wohnformen werden von der Wissenschaft als Mikrogesellschaften und Experimentierfelder gesellschaftlicher Veränderungen betrachtet (Dürr et al., 2021, S. 6; Heitkötter & Lien, 2021, S. 373). Sie gelten als Pioniere neuer Formen des Miteinanders, der Entwicklung innovativer Partizipationsformate und der Neu-Gestaltung von Care (Schack, 2018, S. 106; Winker, 2015a, S. 539; Wonneberger, 2015, S. 19).

Bisherige Forschung zeigt, dass Care-Arbeit, in unterschiedlichem Umfang, kollektiv geteilt wird und gemeinschaftliches Wohnen ein Netzwerk für Unterstützung und Fürsorge, auch für Eltern und Alleinerziehende, bietet (Beck, 2021; z. B. Dürr et al., 2021; Philippsen, 2014; Roller & Eck, 2022; Wonneberger, 2015). Gerade die räumliche Nähe der Bewohner*innen zueinander ermöglicht eine kurzfristige

Hilfe im Alltag (Beck, 2021, S. 269; Heitkötter & Lien, 2021, S. 337; Philippsen, 2014, S. 244, 255; Schröder & Scheller, 2017, S. 37). Beispielsweise haben Leitner und Kolleg*innen herausgefunden, dass erst durch den Einzug in das beforschte Wohnprojekt eine spontane Kinderbetreuung etabliert werden konnte (Leitner et al., 2015, S. 53-55). Durch die Betreuung der Kinder ohne vorherige aufwendige Absprachen und Planung können unvorhersehbare Betreuungslücken geschlossen werden (vgl. auch die Studie von Heitkötter & Lien, 2021, S. 337–339; Leitner et al., 2015, S. 73-75). Kinder haben meist mehrere Bezugspersonen im Wohnprojekt, sodass die spontane Beaufsichtigung verlässlich funktioniert (Heitkötter & Lien, 2021, S. 340-341). Neben der Kinderbetreuung finden kleine Hilfen und Gefälligkeiten, wie beispielsweise die Übernahme des Einkaufens bei Krankheit, das Kümmern um die Wohnung bei Abwesenheit oder ein Füreinander-Kochen in den Wohnprojekten statt (Beck, 2021, S. 288, 295; Gierse & Wagner, 2012, S. 77; Heitkötter & Lien, 2021, S. 337; Philippsen, 2014, S. 188, 241). Unterstützung wird darüber hinaus in kritischen bzw. physisch und psychisch schwierigen Lebenssituationen geleistet (Leitner et al., 2015, S. 59), wenn auch, nach quantitativen Studien, seltener als Hilfe niedrigschwelliger Art (Gierse & Wagner, 2012, S. 77; Philippsen, 2014, S. 242).

Durch die vielfältigen sozialen Kontakte im Wohnprojekt kann die Pflege von Freundschaften, als wesentlicher Teil von Self-Care, einfach in den Alltag integriert werden, was als Bereicherung empfunden wird (Beck, 2021, S. 269; Leitner et al., 2015, S. 57; Wonneberger, 2015, S. 20). Durch die soziale Einbettung und Teilhabemöglichkeiten kann gemeinschaftliches Wohnen auch dem Gefühl der Einsamkeit entgegenwirken (Beck, 2021, S. 307; Leitner et al., 2015, S. 60; Schröder & Scheller, 2017, S. 35). Bewohner*innen beschreiben zudem häufig ein Gefühl von Sicherheit, sich im Zweifel auf andere Mitbewohner*innen verlassen zu können (z. B. Gierse & Wagner, 2012, S. 77; Leitner et al., 2015, S. 78-79).

Darüber hinaus wird Care-Arbeit durch Organisations- und Versorgungsstrukturen kollektiviert und somit ausgelagert (Beck, 2021, S. 280). Diese umfassen beispielsweise AGs, in denen sich Bewohner*innen zusammenfinden, um für andere einzukaufen, zu kochen, den Garten zu pflegen oder Hausangelegenheiten zu verwalten (Beck, 2021, S. 294; Leitner et al., 2015, S. 12; Schröder & Scheller, 2017, S. 30, 34; Wonneberger, 2015, S. 18). Feste Entscheidungsstrukturen und Austauschformate können Bewohner*innen die Gewissheit geben, dass ihre Bedürfnisse und Meinungen gehört werden und das Gemeinschaftsgefühl stärken (Beck, 2021, S. 305; Schröder & Scheller, 2017,

S. 30-31). Care-Arbeit kann so kollektiv thematisiert und dadurch sichtbar gemacht werden (Beck, 2021, S. 306). Organisierte Sharing-Praktiken (das Teilen und Tauschen von (Kinder-)Kleidung, Küchengeräten, Kinderspielsachen, Autos, Räumen etc.) können ebenfalls Bestandteil der Alltagskultur und Ausdruck kollektiver Care-Arbeit sein (Beck, 2021, S. 289-291; Heitkötter & Lien, 2021, S. 336). Beispielsweise können Gemeinschaftsräume und -flächen gemeinschaftlich, aber auch für individuelle Bedürfnisse genutzt werden (Beck, 2021, S. 275, 289-291; Heitkötter & Lien, 2021, S. 343).

Viele Care-Aufgaben projektspezifischer Art fallen zusätzlich an, sodass ein Mehraufwand entsteht (z. B. Organisation des Plenums, Verwaltung des Projekts) (Beck, 2021, S. 297; Leitner et al., 2015, S. 39). Dennoch merken die Befragten in qualitativen Interviews an, dass kollektiv durchgeführte Care-Arbeit entlastend und sinnstiftend wirkt und die Aufwendung der Zeit zufriedenstellend sei (Beck, 2021, S. 291-293; Leitner et al., 2015, S. 39). Durch die Organisation von Care in der Form eines „Tauschrings“ können Bewohner*innen Care-Tätigkeiten verrichten, die ihnen Freude bereiten und eigene Kompetenzen einbringen, was zu Anerkennung, dem Gefühl eigene Umstände selbst gestalten zu können und einem positiven Selbstbild führen kann (Beck, 2021, S. 293, 297-298, 316-317).

Manch größere Projekte verbinden Wohnen und Arbeiten, z. B. indem eine Solidarische Landwirtschaft oder ein Nachbarschaftscafé betrieben oder auf Projektflächen Bildungseinrichtungen wie Schulen und Kindergärten integriert werden (z. B. Heitkötter & Lien, 2021, S. 340, 343). Dies kann für Eltern aufgrund der kurzen Wege, insbesondere in ländlichen Gebieten, zu einer deutlichen Entlastung im Alltag führen und die Vereinbarkeit von Erwerbs- und Care-Arbeit vereinfachen (ebd., S. 343).

60

Das gemeinschaftliche Zusammenleben kommt nicht ohne Herausforderungen und Konflikte aus – und diese beziehen sich nicht selten auf Care-Arbeit. Typische Streitpunkte sind unterschiedliche Vorstellungen des erforderlichen Engagements für die Gemeinschaft, die Balance zwischen privaten und gemeinschaftlichen Bedürfnissen im Spannungsfeld von Nähe und Distanz, Themen wie Ordnung und Sauberkeit, Zeitkonflikte vor allem bei Familien mit Kindern oder unterschiedliche Erziehungsvorstellungen (Beck, 2021, S. 293; Gierse & Wagner, 2012, S. 72, 2012, S. 71; Heitkötter & Lien, 2021, S. 345-349; Leitner et al., 2015, S. 60; Schröder & Scheller, 2017, S. 31-34). In der Regel werden mit der Care-Arbeit einhergehende Konflikte und Aushandlungsprozesse aber auch als Chance für neue Lernerfahrungen und die Entwicklung sozialer Kompetenzen betrachtet (Beck, 2021, S. 325; Heitkötter

& Lien, 2021, S. 347–348, 350; Leitner et al., 2015, S. 60; Philippsen, 2014, S. 132). Resümierend ist festzuschreiben: Bisherige Forschung zeigt, in gemeinschaftlichen Wohnprojekten wird Care-Arbeit zu Teilen kollektiv ausgeübt und organisiert. Auch werden neue Formen von Care etabliert. Die Änderung und Kollektivierung von alltäglichen Praktiken bergen ein kreatives Potenzial für Innovationen. Kollektivierte Care-Arbeit stellt einen Baustein in einem „Care-Mix“ (Heitkötter & Lien, 2021, S. 341) dar, der familiäre und infrastrukturelle Care-Leistungen ergänzt. Gleichsam sind gemeinschaftliche Wohnformen keine Selbstläufer gelingender Care-Arbeit, sie sind ein alltägliches Experimentierfeld, durch welches sich Möglichkeitsräume eröffnen (Beck, 2021, S. 300; Roller & Eck, 2022, S. 235). Gemeinschaftliche Wohnprojekte könnten mitunter für Eltern und Alleinerziehende eine attraktive Alternative zu herkömmlichen Wohnformen darstellen (vgl. auch Roller & Eck, 2022, S. 233-234). In diesem Artikel werden bisherige Forschungsergebnisse ergänzt, indem ein lupenartiger, interpretativer Blick auf zwei unterschiedliche Wohnprojekte mit Kindern gerichtet wird.

Daten und Erhebungsmethode

Zur Analyse der Organisation und Ausübung von Care-Arbeit in gemeinschaftlichem Wohnen wurden im Sommer 2021

zwei teilnarrative Interviews in Anlehnung an Schütze mit Bewohnerinnen gemeinschaftlicher Wohnformen durchgeführt (Schütze 2016, 1976). Das Sampling erfolgte über die Vermittlung von persönlichen Kontakten, um den Zugang zum Feld zu erleichtern. Die beiden Fälle lassen sich unter Berücksichtigung unterschiedlicher Kontextbedingungen miteinander vergleichen: Da es sich bei der ersten Befragten um eine Bewohnerin ohne eigenes Kind und im zweiten Fall um eine alleinerziehende Mutter handelt, kann die Forschungsfrage aus zwei unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet werden. Zudem lebt die zuerst Interviewte in einem großen Wohnprojekt mit mehreren Häusern, während die Frau mit Kind in einer stark gemeinschaftlich orientierten Wohngemeinschaft wohnt. Die Wohnformen unterscheiden sich bezüglich der Entstehungsgeschichte, der Größe und des Grades an Selbstorganisation. Dennoch ist das Sample in Bezug auf mehrere Merkmale homogen: Beide Befragten sind Akademikerinnen, weiblich, zwischen 25 und 35 Jahre alt und wohnen in einer Großstadt mit über 500.000 Einwohner*innen.

Zu Beginn der Interviews wurden die Befragten darum gebeten, zu erzählen, wie es dazu kam, dass sie in die jeweilige Wohn- oder Hausgemeinschaft gezogen sind und wie sich das Zusammenleben mit den anderen Bewohner*innen im Alltag gestaltet. Explizite Nachfragen folgten erst gegen Ende des Interviews, sodass

den Interviewten die Möglichkeit gegeben wurde, den Verlauf und Inhalt der Erzählungen und Beschreibungen selbst zu bestimmen und so eigene Relevanzsetzungen vorzunehmen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 17; Schütze, 2016, S. 57). Beide Interviews dauerten circa zwei Stunden und liegen in transkribierter und anonymisierter Form vor.

Die Analysemethode der Grounded Theory Methodologie

Die Interviews wurden nach der Grounded Theory Methodologie (GTM) nach Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss analysiert (Glaser & Strauss, 1967; Schütze, 1976, 2016; Strauss, 1998). Ziel ist es nicht quantitativ-generalisierte Aussagen über Verteilungen zu treffen, sondern zu verstehen, wie die Care-Praxis in gemeinschaftlichen Wohnformen funktioniert und welche Orientierungen und Sinnstrukturen der Bewohner*innen dieser zugrunde liegen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 201; Strauss, 1998, S. 56-58).

Anhand des empirischen Materials werden sukzessiv theoretische Konzepte entwickelt, die im Laufe des Forschungsprozesses immer weiter verdichtet werden (Strauss, 1998, S. 70-71, 2004, S. 434-436). Diese sind kein bloßes Zusammenfassen, sondern entstehen durch Interpretation (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 201;

Strauss, 1998, S. 56-58). Es werden Sinnzusammenhänge unter Berücksichtigung ihrer strukturellen Bedingungen und Konsequenzen in verschiedenen Kontexten herausgearbeitet (Corbin & Strauss, 1990, S. 421-423; Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 203-204). Dafür wesentlich ist der kontinuierliche Vergleich von Konzepten und Fällen (Strauss, 2004, S. 434). Durch diesen werden Konzepte verknüpft, präzisiert und erweitert, es werden Muster und deren Variationen identifiziert sowie nach und nach verifiziert (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 204-206; Strauss, 1998, S. 37-39). Der Forschungsprozess insgesamt ist explorativ-zyklisch: Es findet ein Wechsel zwischen dem Eintauchen in das Feld, der Analyse des Materials und dem Einbezug von Vorwissen statt (Strauss, 2004, S. 450). Erst im Laufe der Zeit entfaltet sich schrittweise eine empirisch fundierte Theorie, welche stets weitergedacht werden kann.

Auch in diesem Bericht präsentierte Ergebnisse sind nicht abschließend zu denken, sondern befinden sich in einem fortlaufenden Prozess der Verdichtung und Verifikation. Sie sind als vorläufige Kategorien zu betrachten, welche es anhand weiteren empirischen Materials zu prüfen gilt. Im Folgenden werden die beiden Fälle sowie die empirischen Analysen vorgestellt.

Mehrgenerationen-Hausprojekt und gemeinschaftliche WG im Vergleich

Das erste Interview wurde mit Linu geführt, die als Psychotherapeutin arbeitet und seit etwa sechs Jahren in einem Mehrgenerationen-Wohnprojekt lebt, das aus fünf Häusern besteht. Die Interviewte war bereits bei der Gründung des Projektes beteiligt und hat beim Selbstausbau der Häuser geholfen. Die Finanzierung wird über das Mietshäuser Syndikat² organisiert und es gibt einen klar formulierten Projektanspruch. Auf die fünf Häuser verteilt umfasst das Projekt ca. 120 Personen. Ein Fünftel der Bewohner*innen sind Kinder, wobei auch Personen über 60 Jahre dort leben. Die Eltern, die in dem Wohnprojekt wohnen, sind hauptsächlich allein- oder getrennterziehende Frauen, Elternpaare sind selten. Linu hat selbst keine Kinder, wohnt aber tageweise mit einem minderjährigen Kind einer getrennterziehenden Mitbewohnerin auf einer Etage. Das Kind wohnt jede zweite Woche im Wohnprojekt. Die Etagen bestehen aus zwei zusammengelegten Wohnungen eines Stockwerks und funktionieren nach Aussage von Linu „mehr so ein bisschen wie WGs“: Mit ihren Mitbewohner*innen teilt sie sich das Bad und die Gemeinschaftsküche. Sie pflegt einen engen Kontakt zu den anderen Bewohner*innen auf ihrer Etage und beschreibt das Zusammenleben als „super familiär“.

Care-Arbeit wird auf mehreren Ebenen geleistet: innerhalb einer Etage, eines Hauses und häuserübergreifend. Die größte Motivation für die Mitgründung des Hausprojektes war für Linu das selbstbestimmte Zusammenleben mit Freunden, aber auch „Häuser auszubauen und das ganze Zeug zu lernen“. Das Thema Zusammenleben mit Kindern scheint für die Interviewte keine hohe Relevanz zu besitzen. Dieses kommt erst im späteren Interviewverlauf zur Sprache als die Interviewte direkt danach gefragt wird und wird nicht mittels Erzählungen weiter ausgeführt (Schütze, 2016, S. 56-57).

Im Fall von Sina hingegen zieht sich das Thema „Kind“ durch das ganze Gespräch und ist der Dreh- und Angelpunkt für alle weiteren Aspekte von Care-Arbeit und gemeinschaftlichem Zusammenwohnen. Sina hat Medienpädagogik studiert und befindet sich aktuell in Elternzeit. Sie wohnt seit etwa vier Jahren in einer WG zur Miete. Die Konstellation der Mitbewohner*innen hat sich innerhalb dieser Zeit mehrmals geändert. Derzeit lebt sie dort mit drei anderen Frauen, einem Mann und ihrem neun Monate alten Baby, wobei ihr Mitbewohner erst vor einem halben Jahr eingezogen ist. Alle Bewohner*innen sind zwischen 25 und 35 Jahre alt und arbeiten oder studieren. Die Entwicklung hin zu einer stark gemeinschaftlich orientierten Wohngemeinschaft beschreibt Sina zunächst als eher zufällig: „[E]s hat sich dann

so mit der Zeit und mit den Menschen, die dann neu dazugekommen sind, hat sich das so verändert“. Mittlerweile ist, nicht zuletzt durch die Geburt ihres Kindes und eine aktive Auseinandersetzung mit dem Thema, ein gemeinsamer Anspruch an ein familiales Zusammenleben entstanden, in dem verbindlich füreinander Sorge getragen wird.

Arbeitsteilige Strukturen und solidarische Prinzipien ermöglichen Unterstützung

63

In beiden Interviews wird deutlich, dass die Interviewten durch feste, arbeitsteilige Strukturen und solidarische Prinzipien Unterstützung in Bezug auf anfallende Care-Tätigkeiten erhalten, was für diese zu einer Erleichterung im Alltag führt. Linu nimmt zudem an, dass die überwiegend allein- und getrennterziehenden Eltern, welche in dem Wohnprojekt leben, durch dieses entlastet werden. Unterschiede gibt es – wohl hauptsächlich bedingt durch die Wohnform – bezüglich des Organisationsgrades und Entlastungspotenzials.

Im Fall von Linu, der Frau ohne eigene Kinder, die in einem Wohnprojekt, das aus mehreren Häusern besteht, lebt, wird es als Selbstverständlichkeit betrachtet, dass sich Arbeitsgruppen regelmäßig und interessengeleitet um das Einkaufen von Lebensmitteln, das Kochen oder das

Instandhalten von Haus und Innenhof kümmern. Durch die aktuellen Regelungen ist für Linu die „Reproarbeit und das ganze Zeug [...] ganz schön dölle gut strukturiert“. Für sie sind feste Aufgabenverteilungen insbesondere in stressigen Zeiten eine „riesen Erleichterung“, da sie selbst z. B. nicht kochen oder einkaufen gehen muss. Die Interviewte beschreibt überdies explizite Unterstützungsmöglichkeiten für Eltern und vor allem die Getrennt- und Alleinerziehenden, die in dem Wohnprojekt leben. Von Seiten der anderen Mitbewohner*innen gäbe es Verständnis dafür, wenn sich diese nicht so stark in die kollektiv-geteilten Aufgaben einbringen, da anerkannt werde, dass sie durch ihre Kinder zusätzliche Care-Arbeit übernehmen müssen und nur begrenzt Kapazitäten zur Verfügung haben. Prinzipiell bestehe die Möglichkeit, dass diese gar keine weiteren hausprojektbezogenen Arbeiten durchführen. Zudem gäbe es die Option der Schaffung neuer Strukturen der Arbeitsteilung bezüglich kinderbezogener Care-Arbeit, wenn Eltern hierfür Bedarf artikulieren. Die Kollektivierung von Care wird von Linu nicht, wie häufig in der Forschungsliteratur vermerkt, mit einem Mehraufwand in Verbindung gebracht, sondern äußert sich als solidarische Lösung insbesondere für Personen in stressigen Lebensphasen (Beck, 2021, S. 297; Leitner et al., 2015, S. 39).

In der Wohngemeinschaft, in der Sina lebt, gibt es, obgleich dies nicht durch Arbeitsgruppen strukturiert wird, ebenfalls feste Absprachen und Routinen wie ein regelmäßiges Plenum oder einen festen Kochplan. Sina, als Mutter, wird dadurch auch ein Teil des meist unbemerkt bleiben den Mental Loads abgenommen: Durch den festen Kochplan, bei dem sich die WG-Mitglieder mit dem Kochen abwechseln, wüssten alle „ok ich muss mir keine Gedanken machen“. Diese sind nicht für die Planung jeder Mahlzeit selbst verantwortlich. Feste Kommunikations- und Organisationsstrukturen wie das regelmäßige Plenum oder der Kochplan werden auch von Sina durchweg als erleichternd beschrieben.

Im Hausprojekt von Linu erfahren Eltern und besonders Alleinerziehende, im Gegensatz zur WG von Sina, durch solidarische finanzielle Regelungen ökonomische Unterstützung. Durch das groß angelegte Projekt und somit die höhere Anzahl an erwerbstätigen Personen, ist es einfacher, finanzielle Engpässe Einzelner auszugleichen als innerhalb der WG. Nach Aussage von Linu werde berücksichtigt, dass Eltern und vor allem Alleinerziehende weniger Zeit für die Lohnarbeit haben und demnach, im Vergleich zu Erwerbstätigen, nicht so viel Miete zahlen können. Personen mit Kindern könnten aufgrund solidarischer Mietregelungen nicht nur selbst darüber entscheiden, wie viel Miete

sie zahlen möchten, ihnen sei es außerdem freigestellt, ob sie für die Zimmer ihrer Kinder einen Beitrag zahlen wollen oder nicht. Auch für Essensbeiträge gäbe es Sonderregelungen für Eltern: Diese zahlen für ihre Kinder keinen zusätzlichen Betrag. Jener wird von allen gleichermaßen solidarisch mitgetragen. Für Linu scheinen diese Regelungen selbstverständlich zu sein, auch wenn dies bedeutet, dass sie als Erwerbstätige ohne eigene Kinder mehr zahlt als Bewohner*innen mit Kindern. In der WG von Sina gibt es keine zusätzliche finanzielle Entlastung, allerdings sei ein gleiches Aufteilen der Miete und Essenskosten fair und solidarisch. Insgesamt könnten aufgrund der kleinen Privatzimmer zugunsten großer Gemeinschaftsräume Wohnraum und somit Mietkosten eingespart werden.

In beiden Fällen werden also durch feste Organisationsstrukturen der Care-Arbeit sowohl eine zeitliche als auch eine mentale Entlastung beschrieben, die Bewohner*innen die Einteilung ihrer Ressourcen erleichtern kann. In dem größeren Hausprojekt gibt es darüber hinaus finanzielle Entlastungen für Eltern, was ebenfalls die Vereinbarkeit von Care-Arbeit und Erwerbstätigkeit vereinfachen kann. Die Möglichkeiten Care-Arbeit zu gestalten, sind, wie auch in der Forschungsliteratur angemerkt wurde, unter anderem von der Größe des Projekts abhängig (Beck, 2021, S. 286).

Feste Strukturen der Arbeitsteilung können im Hinblick auf bisherige Forschung für gemeinschaftliches Wohnen als typisch bezeichnet werden. Wesentlich scheint dabei die Verankerung solidarischer Prinzipien zu sein, sodass im gemeinsamen Wohnen vielfältige kreative Möglichkeiten erprobt werden, um finanzielle oder zeitliche Engpässe auszugleichen (ebd., S. 288). Weitere Beispiele finanzieller Lösungen, die in der Forschungsliteratur genannt werden, sind ein Solidaritätsfond mit freiwilligen monatlichen Einzahlungen, welcher z.B. von Bewohner*innen in Not in Anspruch genommen werden kann (Leitner et al., 2015, S. 12-13), die Berechnung der Mietkosten anhand der Höhe des Einkommens (Heitkötter & Lien, 2021, S. 339) oder eine sogenannte Muskelhypothek, bei der Bewohner*innen bei geleisteter Projektarbeit (z. B. Ausbau der Häuser) Kosten erlassen werden (Wonneberger, 2015, S. 53). Insbesondere Alleinerziehende sind häufig stärker von finanzieller und zeitlicher Belastung betroffen (BMFSFJ, 2021b, S. 32-33, 380-381, 387; Lenze, 2021, S. 29-34). Gerade für sie können formalisierte Care-Strukturen und solidarische Prinzipien entlastend sein (vgl. Roller & Eck, 2022, S. 226).

Ein gutes Verhältnis der Mitbewohner*innen zueinander als Voraussetzung spontaner Unterstützung bei kinderspezifischer Care-Arbeit

Neben festen, arbeitsteiligen Strukturen und solidarischen Regelungen sind es die spontanen, flexiblen Unterstützungsangebote der Mitbewohner*innen bei kinderspezifischer Care-Arbeit, die in den Interviews als besonders entlastend von der interviewten Mutter bzw. für die (getrennt- und alleinerziehenden) Eltern des Hausprojekts beschrieben werden. Eine Voraussetzung für diese Art von Unterstützung scheint ein gutes Verhältnis der Mitbewohner*innen zu Eltern und Kindern zu sein, welches in dem Hausprojekt als freundschaftlich-locker und in der Wohngemeinschaft als familial-verbindlich skizziert wird.

Das Hausprojekt bietet ein großes soziales Netzwerk, auf welches die Eltern, laut Linu, bei Bedarf flexibel und spontan zurückgreifen können, wenn es um die Betreuung ihrer Kinder geht. Beispielsweise nimmt Linu das Kind ihrer Mitbewohnerin, das auf ihrer Etage wohnt, häufiger am Wochenende bei Freizeitausflügen auch ohne die Mutter mit oder es finden sich andere Erwachsene, die auf die spielenden Kinder im Garten aufpassen. Die Kinderbetreuung fällt dabei aus den festen Strukturen der Arbeitsteilung heraus. Es gäbe zwar eine

Telegram-Gruppe für Absprachen zwischen Eltern und Bezugspersonen, aber viele Betreuungen finden eher spontan statt und werden, so Linu, beispielsweise am Küchentisch der Etage ausgehandelt.

Eine wichtige Grundlage dafür ist, dass das Verhältnis der Mitbewohner*innen zu den Kindern freundschaftlich und vertrauensvoll geprägt ist. Alle Mitbewohner*innen haben, laut Linu, einen „sehr coolen Kontakt“ zu den Kindern, die als weitere „nette Person[en]“ gesehen werden, mit denen man „richtig doll viel Spaß“ haben kann. Sie werden, nach Aussage der Interviewten, von den Kindern als weitere Ansprechpartner*innen wahrgenommen, sodass deren Eltern im Alltag entlastet werden können:

„Also eigentlich wachsen die da so auf, dass sie ziemlich viele Bezugspersonen haben und das Gefühl haben, dass sie fast alle ansprechen können. Dass sie mit allen Leuten im Garten rumhängen können.“

Die soziale Einbettung in das Hausprojekt wird somit sowohl für Eltern als auch für Kinder und Personen ohne Kinder als bereichernd angesehen.

Für Sina, als alleinerziehende Mutter eines Kleinkindes, ist ein verlässliches Miteinander die Voraussetzung für eine flexible Hilfe bei anfallenden kinderspezifischen Care-Arbeiten. Durch die verbindliche

Gemeinschaft in ihrer WG entsteht eine praktische Unterstützung, auf die die Mutter, ähnlich wie im Fall des Hausprojekts, flexibel zurückgreifen kann. Von Beginn an konnte sie ihre Mitbewohner*innen fragen, ob diese auf das Kind aufpassen können, während sie duschen geht, etwas isst oder ausschläft. Ab und an finden feste Verabredungen zur Beaufsichtigung des Kindes statt, die auch über einen längeren Zeitraum von mehreren Tagen eingeplant werden. Diese haben jedoch keine Regelmäßigkeit. Meistens springen die Mitbewohner*innen spontan ein, wenn gerade Hilfe benötigt wird, was sich, nach Aussage der Interviewten, stark an ihren Bedürfnissen als Mutter orientieren würde. Besonders die Unterstützung der anderen während des Wochenbetts, welches sie im gemeinschaftlichen Wohnzimmer verbracht hat, beschreibt sie als wertvoll und entlastend.

In beiden Fällen gibt es somit durch das soziale Netzwerk im Nahraum eine flexible und an den Bedürfnissen von (allein- und getrennterziehenden) Eltern ausgerichtete Unterstützung bei kinderspezifischen Care-Arbeiten, die weitestgehend aus festen Strukturen herausfällt. Besonders bei Babys, die noch keinen geregelten Tagesablauf haben (wie im Fall von Sina), könnte der spontane Rückgriff auf Hilfe ein Anliegen sein, welches sich nur schwer mit festen Diensten vereinbaren lässt. Sowohl für Sina als Frau mit als auch für Linu

als Frau ohne eigene Kinder ist ein gutes freundschaftliches Verhältnis innerhalb der Wohngemeinschaft dafür entscheidend, dass die Übernahme von Care-Arbeit gut funktioniert.

Das familial-verbindliche Verhältnis der Bewohner*innen der WG führt zudem dazu, dass die Unterstützung über eine auf Spiel und Spaß ausgerichtete Kinderbetreuung hinausgeht und z. B. eine Pflege der Mutter und des Kindes einschließt. Dass von Sina Verbindlichkeit und von Linu die Freude an der Care-Tätigkeit betont werden, könnte darüber hinaus auf die unterschiedlichen Rollen als Frau mit Erziehungsverantwortung für ein Baby bzw. als Frau ohne Erziehungsverantwortung zurückzuführen sein. Insgesamt kann der Rückgriff auf die bereitwillige, flexible Unterstützung durch die Mitbewohner*innen eine wichtige Ressource besonders für Alleinerziehende darstellen, die beispielsweise, wie im Fall von Sina, Raum für das Kümern um sich selbst bietet.

In der qualitativ-rekonstruktiven Forschung von Roller und Eck (2022), welche mehrere Interviews mit Bewohner*innen gemeinschaftlicher Wohnformen analysierten, erwies sich „Gemeinschaft“ ebenfalls als ein zentrales Konzept (S. 229). Gegenseitiges Vertrauen und das Kennen der Bewohner*innen zeigte sich, wie im vorliegenden Material, als grundlegende Voraussetzung für die Übernahme von

Care-Aufgaben (ebd., S. 229-230). Sowohl Phillipsen (2014) als auch Heitkötter und Lien (2021) fanden in quantitativen Analysen heraus, dass eng befreundete Bewohner*innen im Wohnprojekt häufiger gegen-seitige emotionale Unterstützung (z. B. in Form von Trost oder Aufmunterung, persönlichen Ratschlägen), aber auch informelle Hilfen (z. B. Kinderbetreuung) leisten als nicht befreundete Bewohner*innen (Heitkötter & Lien, 2021, S. 337; Phillipsen, 2014, S. 244, 246, 254).

68 Bisherige Forschung stützt somit die Annahme, dass erst die soziale Beziehung zwischen den Bewohner*innen die Übernahme von Care-Arbeit im gemeinschaftlichen Wohnen ermöglicht. Ein Großteil der Care-Arbeit, wie etwa eine spontane Kinderbetreuung, ist nicht von persönlichen Beziehungen zu entkoppeln, kann also nicht durch beliebige Personen durchgeführt werden. Auch der Freundeskreis außerhalb des Wohnprojekts ist oft nicht flexibel und kurzfristig zu erreichen, sodass den sozialen Kontakten im unmittelbaren Nahraum des Wohnprojekts eine besondere Bedeutung zukommen (Beck, 2021, S. 296). Durch die Geburt des Babys stieg der Anspruch an das familial-verbindliche Zusammenleben und den „emotionalen Support“.

Innerhalb der Wohngemeinschaft sei, nach Aussage von Sina, seit der Geburt ihres Babys die Gemeinschaftsorientierung, der

Anspruch an ein verbindliches Miteinander sowie die gegenseitige emotionale Unterstützung gestiegen. Durch das entstandene familial-verbindliche Verhältnis der Mitbewohner*innen untereinander werde, neben der flexiblen Hilfe bei anfallenden kinderspezifischen Care-Arbeiten, auch eine emotionale Fürsorge und Entlastung ermöglicht.

Vor allem durch die Geburt des Babys habe sich ein geteilter Anspruch an eine „bestimmte Form von Verbindlichkeit“ entwickelt. Durch das Kind sei für die Bewohner*innen klar: „wir sind hier miteinander und...werden das auch noch ne Weile sein“. Verbindlichkeit erstrecke sich nicht nur auf ein langfristiges Miteinanderwohnen, sondern insbesondere darauf, sich auf emotionale Unterstützung seitens der Mitbewohner*innen verlassen zu können: Der gestiegene Anspruch an die gegenseitige emotionale Fürsorge sei für die Interviewte das „beste Beispiel“ für den Wandel des gemeinschaftlichen Zusammenwohnens.

Ein wesentlicher Aspekt emotionaler Fürsorge ist für Sina, dass durch einen achtsamen Umgang eigene Bedürfnisse nicht immer selbst eingefordert werden müssen, sondern von den anderen in gegenseitiger Verantwortlichkeit gesehen werden. Nach Aussage der Befragten gebe es einen „Raum, den [die WG-Bewohner*innen] dafür gerade viel aufmachen, ...dass es halt

einfach, dass es so gesehen werden kann“, wenn jemand Hilfe benötigt. Alle teilten die Bereitschaft, die anderen im Blick zu haben und die Kapazitäten dieser eigenständig zu sehen. Dies ist vor allem für die Interviewte als Mutter wertvoll, die angibt, manchmal über das Beschäftigt-Sein mit den Bedürfnissen ihres Kindes, ihre eigenen zu vergessen. Auch das praktische Unter-die-Arme-Greifen ist durchweg mit einer emotionalen Komponente verwoben: Für die Interviewte sei es eine große Bereicherung und Abnahme von mentaler Sorgearbeit, dass die Mitbewohner*innen eine gute Beziehung zu dem Kind haben, sie ihnen vertrauen kann und daher die Aufsicht verlässlich funktioniert.

Das Wissen darum, dass es jederzeit Personen gibt, die flexibel einspringen können, wenn Hilfe benötigt wird, beschreibt Sina nicht nur als praktische, sondern auch als große emotionale Entlastung. Nicht zuletzt äußert sich der von Sina genannte „emotionale Support“ als nicht intendierte mentale Unterstützung durch die Gemeinschaft. Eine große Erleichterung bestehe für die Interviewte allein darin, dass sie nicht die ganze Zeit mit dem Baby alleine zu Hause ist, sondern von ihren Mitbewohner*innen Gesellschaft hat:

Ähm und merk' aber, dass so ganz viel an so direkter Entlastung einfach dadurch entsteht, dass die Zeit mit uns verbringen also und das, das ist mir ganz viel wert.

Der Wert, der gemeinschaftlichem Wohnen zugeschrieben wird, entsteht auch durch das Wissen, dass andere Menschen da sind und ihr nicht nur praktisch zur Seite stehen, sondern auch emotional Verantwortung übernehmen. Sina beschreibt, dass ihre Mitbewohner*innen sie „son bisschen vor dem Baby-Wahnsinn gerettet“ haben und bringt zum Ausdruck, dass sie es in einer intensiven Mutter-Phase als wertvoll erlebt, im Alltag enge freundschaftliche Kontakte zu Personen ohne eigene Kleinkinder pflegen zu können.

Achtsamkeit und ein gegenseitiges Umeinander-Sorgen auf emotionaler Ebene ist nach Aus-der-WG als verbindliche Gemeinschaft. Beides hat für die Interviewte eine hohe Relevanz: Es wird direkt im ersten Satz erwähnt und kommt im Verlauf des Interviews immer wieder zur Sprache. Bei Sina könnte die spezielle Verantwortung als Mutter für das Kind mitentscheidend dafür sein, dass die hohen Ansprüche an das Miteinander bezüglich Verbindlichkeit und emotionaler Fürsorge besonders betont werden.

Im Gespräch mit Linu findet emotionale Fürsorge innerhalb der Projektgemeinschaft hingegen keine Erwähnung. Gerade im Fall von Sina verschwimmen die Grenzen zwischen Kleinfamilie und Gemeinschaft: Im Zuge der Geburt des Kindes und dem Anstieg der gegenseitigen Fürsorge wird eine Wahlfamilie kreiert

(vgl. auch Heitkötter, 2020, S. 256–257). Karin Jurczyk und Kolleg*innen (2020) vertreten einen care-zentrierten Familienbegriff, der Familie über verbindliche Fürsorgebeziehungen definiert, welche auf Dauer angelegt sind (z. B. Jurczyk, Rerrich, et al., 2020, S. 123–124). Nach ihrem praxeologischen Ansatz hat man keine Familie, vielmehr wird diese erst über das Tun hergestellt (Jurczyk, 2020b, S. 8). Daher sprechen die Autor*innen auch von einem „Doing Family“ (Jurczyk, 2020a; Jurczyk et al., 2014).

Über die Care-Praxis in gemeinschaftlichem Wohnen in Form verlässlicher Fürsorgebeziehungen kann Familie fern konventioneller Kleinfamilienmodelle hergestellt werden. Gemeinschaftliche Wohnprojekte können also nicht nur einen Möglichkeitsraum zur Erweiterung der Kernfamilie bieten (z. B. bei Heitkötter, 2020, S. 271; Leitner et al., 2015, S. 60, 131; Schröder & Scheller, 2017, S. 31; Wonneberger, 2015, S. 19), sie können auch Familie sein.

Dass sich Gemeinschaftlichkeit im Laufe der Zeit verstärkt und Care-Arrangements erst im Prozess des Zusammenwohnens ausgehandelt werden, ist dabei keine Ausnahme und zeigt sich z. B. in den biografisch-narrativen Interviews mit Bewohner*innen gemeinschaftlicher Wohnformen von Beck (2021, S. 279). Durch gemeinsame Erfahrungen (wie die

verlässliche Unterstützung im Wochenbett von Sina durch ihre Mitbewohner*innen) entsteht das Vertrauen, bestimmte Lebenssituationen wie biografische Umbrüche gemeinsam bewältigen zu können (vgl. auch Beck, 2021, S. 270; Heitkötter & Lien, 2021, S. 354).

In bisheriger Forschung spiegelt sich zudem der von Sina beschriebene Mehrwert des sozialen Kontakts: Heitkötter und Lien (2021) merken an, dass gerade Wohngemeinschaften die „soziale Beengtheit der Kern- oder Kleinfamilie“ (S. 365) auflösen können. Auch in den Studien von Beck (2021) und Leitner und Kolleg*innen (2015) äußern interviewte Frauen mit Kindern, dass sie es als Bereicherung empfinden, durch das Wohnprojekt die Möglichkeit der Ausflucht aus dem kleinfamilialen Rahmen und der Mutterrolle zu haben und an der Gemeinschaft teilhaben zu können (Beck, 2021, S. 301, 402; Leitner et al., 2015, S. 78–79).

Gemeinschaftliches Zusammenwohnen als Alternative und „Back-up“ zur Paarbeziehung

Durch das gemeinschaftliche und verbindliche Zusammenwohnen wird die WG für Sina zur Alternative einer festen Paarbeziehung. Die Gemeinschaft stelle für sie ein wertvolles „Back-up“ zur Beziehung mit dem Vater des Kindes dar.

Der Interviewten war schon in der Schwangerschaft klar, dass eine Beziehung mit dem Vater des Kindes für sie keine Option darstellt und sie eine Alternative braucht. Da der Vater mit psychischen Problemen zu kämpfen habe und in einer „Lebenskrise“ stecke, könne er der Mutter keine verlässliche Unterstützung bieten. Aus Erfahrung der Interviewten heraus, stellt die romantische Beziehung einen zusätzlichen Stressfaktor dar, der ihre Abkehr von konventionellen Familienvorstellungen bestärkt:

Und ich glaube auch, dass es sinnvoll ist, über andere Bilder nachzudenken, weil es so ne ständige Überforderung ist, wenn man zu zweit mit nem Kind ist und dann noch aneinander die emotionalen Themen abarbeiten und dann noch miteinander alle... alle diese Sachen klärt, die noch zu klären sind, ich glaube einfach, dass das krass viel ist. (Sina)

Sich nicht in einer Partnerschaft zu befinden und stattdessen auf die Unterstützung ihrer Mitbewohner*innen zählen zu können, ist für Sina eine große Entlastung, die sie als notwendig beschreibt:

„Und irgendwie war für mich dann auch klar, ok, dann brauch' ich aber auch n gutes Back-up und ein gutes Umfeld, damit das irgendwie geht.“

Zwar räumt die Interviewte ein, dass sie es letztendlich war, die die Entscheidung getroffen habe, das Kind zu bekommen, aber dass „die anderen das auch auf irgendeine Art und Weise mit[tragen]“ sei dennoch ein wesentlicher Einflussfaktor gewesen. Als Sina den anderen mitteilte, dass sie schwanger ist, haben diese ihr direkt ihre Unterstützung zugesichert: „Ja, boa ey, voll cool, ein WG-Baby, das machen wir, gar kein Problem“. Die Zusicherung der Unterstützung und die Aussicht auf eine zumindest partiell geteilte Verantwortung sei für die Mutter eine enorme Erleichterung gewesen. Auch wenn sich der Partner nach wie vor in einer rechtlich anderen Verantwortungsposition befindet als die Mitbewohner*innen, entsteht bei Sina ein Gefühl von Sicherheit und dem Nicht-Alleine-Sein in einer Zeit, in der sie sich den neuen Herausforderungen der Mutterschaft, größtenteils ohne Partner, stellen muss. Ein kollektives Zusammenwohnen als Alternative zu Paarbeziehungen findet von Linu keine Erwähnung, was wahrscheinlich auch ihrer Lebenssituation ohne Partner und Kinder geschuldet ist. Da die Eltern in dem groß angelegten Hausprojekt vor allem allein- oder trennterziehende Elternteile (größtenteils Mütter) sind, kann nur vermutet werden, dass das Wohnprojekt gerade für diese eine attraktive Alternative zu herkömmlichen Wohnformen bietet (Roller & Eck, 2022, S. 233-234).

Gemeinschaftliches Wohnen kann Frauen bei der Bewältigung ihrer spezifischen Lebenssituationen dienen. So ist, in Anlehnung an Beck (2021), im vorliegenden Material die Herstellung einer Wahlfamilie als „widerständige Praxis“ (Beck, 2021, S. 308; Billmann & Held, 2013, S. 23) der Ablehnung konventioneller Familien- und Rollenstereotype auch ein Mittel, um die neue Situation mit Kind zu bewältigen. Durch die aktiven Gestaltungsmöglichkeiten im gemeinschaftlichen Wohnen kann so ein „passende[r] und sichere[r] Rahmen“ (Beck, 2021, S. 268) hergestellt werden, um Care-Arbeit im Alltag zu bewerkstelligen (vgl. auch Heitkötter & Lien, 2021, S. 340-341; Leitner et al., 2015, S. 73-77; Roller & Eck, 2022, S. 233).

Spannungsverhältnis zwischen solidarischen Prinzipien sowie Eigenverantwortung

Im ersten Fall, dem Wohnprojekt von Linu mit mehreren Häusern, besteht ein Spannungsverhältnis zwischen solidarischen Prinzipien sowie Eigenverantwortung. Solidarische Strukturen werden, nach Aussage der Interviewten, vom Kollektiv als selbstverständlich angesehen, den-noch ist es von individuellen Persönlichkeiten und Ressourcen abhängig, ob von Unterstützungsmöglichkeiten Gebrauch gemacht wird. Linu, als Bewohnerin ohne eigene Kinder, sieht die Verantwortung für kin-

derspezifische Care-Arbeit im Zuständigkeitsbereich der überwiegend allein- und getrennterziehenden Eltern.

Der freundschaftlich-lockere Kontakt zwischen Kindern und Mitbewohner*innen ermögliche, nach Aussage von Linu, zwar spontane Hilfen, sei aber mit keiner Verpflichtung zur Verantwortungsübernahme und Involviertheit in Erziehungsarbeiten außerhalb von Spaß und Freizeit verbunden. Die meist getrennt- oder alleinerziehenden Eltern bleiben die Hauptbezugspersonen, welche die Verantwortung für ihre Kinder selbst tragen, was mit zusätzlichen Care-Arbeiten und insbesondere Mental Load verknüpft ist. Sie sind dafür zuständig, den Alltag ihrer Kinder zu organisieren, was über die kollektiv geteilten Arbeiten wie Einkaufen oder Kochen deutlich hinausgeht.

Im Gegensatz zur WG von Sina, liegt, nach Aussage von Linu, die Einforderung eigener Bedürfnisse und die Möglichkeit des Sich-Rausnehmens aus Care-Arbeiten im Hausprojekt in der Eigenverantwortung der Eltern. Laut Linu seien es die Eltern, die selbst um Hilfe fragen müssten, wenn sie möchten, dass ihre Kinder von Mitbewohner*innen beaufsichtigt werden, eben weil es dafür keine festen Regelungen gibt. Diese könnten zwar etabliert werden, allerdings sieht Linu dies im Zuständigkeitsbereich der betroffenen Eltern, die somit die dahinter liegende Organisationsarbeit tragen. Die Abgabe von Ver-

antwortung sei möglich, müsse aber von ihnen selbst kommuniziert werden: „Also die müssen dann selber sagen, das ist mir zu viel, oder ich kann da noch ne Aufgaben übernehmen oder so“. Wird dies nicht getan, liegt es in der Verantwortlichkeit der betroffenen Eltern: Es sei „deren Schuld“, wenn sie mehr Arbeiten übernähmen, als sie müssten.

Zudem merkt Linu an, dass es die Eltern seien, die stärker in das Hausprojekt involviert sind und dort mehr Zeit verbringen. Über kinder-spezifische Aufgaben hinaus „machen [sie] mehr“, was die geteilten Care-Arbeiten im Allgemeinen anbelangt. Inwiefern dies für die Eltern eine Doppelbelastung darstellt, bleibt unklar. Die Interviewte ohne eigene Kinder vermutet lediglich, dass „die Personen gar nicht so dafür [wären], dass sie weniger machen“. Möglicherweise geht auch in diesem Fall mit der Verantwortungsübernahme für ein Kind ein stärkerer Wunsch der Mitgestaltung des kollektiven Zusammenlebens einher. Gerade sich selbst aus Aufgaben herauszunehmen und eigene Bedürfnisse einzufordern, wird von Bewohner*innen in bisherigen Studien als herausfordernd beschrieben (Heitkötter & Lien, 2021, S. 338, 349, 351; Philippsen, 2014, S. 253). Auch dies könnte dazu führen, dass ein Teil der kinderspezifischen Care-Arbeit im Zuständigkeitsbereich der Eltern verbleibt und diese generell mehr Aufgaben im Projekt übernehmen. Die Abgabe von

Verantwortung, das Sich-Rausnehmen und die Einforderung eigener Bedürfnisse wird in bisherigen Studien aber auch, wie bereits eingangs erwähnt, als Möglichkeit persönlicher Entwicklung verstanden (Heitkötter & Lien, 2021, S. 246, 350; Leitner et al., 2015, S. 60). Beck (2021) verweist an dieser Stelle auf den Herstellungsprozess gemeinschaftlichen Wohnens: Erst durch alltägliche Aushandlungen, aber auch aktives Einbringen, verwoben mit einer Lern- und Konfliktbereitschaft, kann gemeinschaftliches Wohnen hergestellt werden (S. 272, 304). Gemeinschaftliches Wohnen fordert somit individuelle Ressourcen der Bewohner*innen, wie eine aktive Bereitschaft und Fähigkeit, sich in das Projekt einzubringen sowie sich von Care-Aufgaben abzugrenzen (Beck, 2021, S. 271, 304; Heitkötter & Lien, 2021, S. 351).

Idealvorstellungen geteilter Verantwortung und Verbindlichkeit stoßen an ihre Grenzen

Im Fall von Sina wird deutlich, dass Anspruch und Realität nicht immer übereinstimmen: Ihr Wunsch, dass die anderen Mitbewohner*innen mehr Verantwortung für das Baby übernehmen und ihr Anspruch an Verbindlichkeit sind nicht immer in Gänze realisierbar.

Trotz dessen, dass Sina viele kinderspezifische Care-Arbeiten abgenommen oder

erleichtert werden, läge, wie auch bei den Eltern im Wohnprojekt von Linu, die Hauptverantwortung für das Kind bei der Mutter. Absprachen bezüglich des Kindes werden zunächst mit dem Vater getroffen und an zweiter Stelle mit den Mitbewohner*innen. Der Vater, welcher selbst nicht in der WG wohnt, spielt als Verantwortungsträger also weiterhin eine entscheidende Rolle, während die WG nur außerhalb dieser Vereinbarungen „beteiligt“ werde. Gerne würde Sina noch mehr Hilfe ihrer Mitbewohner*innen erhalten und ihre Verantwortung auf mehrere Bezugspersonen aufteilen. Sie merkt aber auch an, dass dies eine schwer umsetzbare Idealvorstellung sei:

Also ich hatte auch so zwischenzeitlich so Bilder von voll geteilter Verantwortung und alle sind irgendwie beteiligt und merk dann aber schon auch, hej, ja nee, weil ich... ich hab diese Entscheidung getroffen n Kind zu kriegen und die anderen sind mit dabei, aber und die haben sich aber alle grad nicht entschieden, sich für die nächsten 20 Jahre sich verbindlich in ner Verantwortung zu sehen. (Sina)

Dies hat zur Folge, dass viele kinderspezifischen Care-Tätigkeiten und insbesondere ein großer Teil der mentalen Sorgearbeit weiterhin von der Mutter übernommen werden. Obgleich es Sina sehr wichtig ist, dass ihre Mitbewohner*innen verbindlich Verantwortung für das Kind

übernehmen und ein langfristiges Miteinander besteht, stoßen diese Ansprüche in der Praxis an ihre Grenzen. Der Interviewte ist es einerseits wichtig, ein konstantes Wohnumfeld für ihr Kind zu schaffen, in dem auch die Mitbewohner*innen Verantwortung für das Kind tragen. Andererseits möchte sie, dass ihre Mitbewohner*innen ihre Beziehung zu dem Kind frei gestalten können und hat nur bedingt Einfluss darauf, ob diese tatsächlich langfristig in der WG wohnen bleiben. Während die Mutter im Wochenbett lag, zog ein Mitbewohner, der ihr sehr nahestand, aus. Dies führte, nach Aussage von Sina, zu Konflikten und Stress zwischen diesem und den restlichen Bewohner*innen. Möglicherweise ist dies auch ein Grund für Sinas Betonung der hohen Relevanz von Verbindlichkeit: Dieses Bedürfnis für die anderen Bewohner*innen in Zukunft sichtbar zu machen, ist für sie ein wichtiges Anliegen.

Sinas Orientierung an Gemeinschaft und ihr hoher Anspruch an das fürsorgliche Miteinander durch die Geburt des Kindes führen aber auch zu einem Abrücken von ihren Idealvorstellungen bezüglich der Verbindlichkeit im langfristigen Zusammenwohnen. Hier kommt ein Muster zum Ausdruck: Um die entstandene Inkonsistenz zu lösen, wird der Auszug des Mitbewohners akzeptiert. Die Interviewte äußert aufgrund von Sympathie Verständnis gegenüber dem Auszug und dem damit verbundenen Stress, da sie mit

ihrem Mitbewohner befreundet ist und ihr ein friedliches Miteinander wichtig ist, obwohl ihr Verbindlichkeit und gegenseitige Rücksichtnahme ein besonderes Anliegen sind. Auch bezüglich einer Nicht-Übernahme von Care-Arbeit des Mitbewohners äußert sie:

Also irgendwie war das dann, hab ich so gemerkt brrr krass, weil das mein Mitbewohner ist, den ich super gerne hab'...also irgendwie lass' ich da voll viele Sachen so durchgehn...

Das größtenteils harmonische und unterstützende Gemeinschaftsleben lässt also über Manches hinwegsehen und dürfte ein entscheidender Punkt dafür sein, dass die geteilte Care-Arbeit, trotz partiell eingeschränkter Verantwortungsübernahme und Verbindlichkeit seitens der Mitbewohner*innen, als bereichernd und entlastend wahrgenommen wird. Die Gemeinschaft bzw. das enge soziale Miteinander führen im vorliegenden Material somit nicht nur dazu, dass bestimmte Care-Tätigkeiten überhaupt durchführbar werden, sondern auch zur Akzeptanz der Nicht-Durchführung von Care.

Auch in einer Fallstudie von Heitkötter und Kolleg*innen (2021), in der ein Leipziger Wohnprojekt erforscht wurde, berichten Eltern, dass ihre Bedürfnisse an Verbindlichkeit nicht immer erfüllt werden, z. B., wenn es um die zugesicherte Betreu-

ung ihrer Kinder durch Mitbewohnende geht (Heitkötter et al., 2021, S. 204). Hier scheinen die Ansprüche von Personen mit und ohne eigene Kinder auseinanderzugehen. Wie schon anhand des vorherigen Konzeptes ersichtlich wurde, ist gemeinschaftliches Wohnen aber auch ein Prozess der Aushandlung: Da nicht determiniert ist wie eine Wahlfamilie, die auf freundschaftlichen Beziehungen basiert, genau auszusehen und zu funktionieren hat, müssen Routinen, Regeln und Rollen erst etabliert und verhandelt werden.

Dieser (Lern-)Prozess kann auch über die Bewältigung von Krisenerfahrungen geschehen, wie im Fall von Sina und ihrer WG. Auch in der Forschungsliteratur geht die kollektive Care-Praxis mit Anstrengung einher, Muster müssen aufgebrochen werden und die gemeinsame Alltagsbewältigung sowie ein kollektives Selbstverständnis sind erst zu erarbeiten (Beck, 2021, S. 273; Heitkötter & Lien, 2021, S. 347). Die Lösung von Konflikten und Unstimmigkeiten kann, wie Beck (2021, S. 303) zeigt, das gegenseitige Vertrauen der Bewohner*innen verstärken und zu der Sicherheit führen, zukünftige Konflikte bewältigen zu können.

Schlussfolgerungen für die Care-Arbeit in gemeinschaftlichem Wohnen mit Kindern

In diesem Beitrag wurde danach gefragt, wie Care-Arbeit in gemeinschaftlichen Wohnformen mit Kindern organisiert und ausgeübt wird. Ein Fokus lag auf der Unterstützung, die Eltern und insbesondere Alleinerziehende durch kollektiv geteilte Care-Arbeit erhalten. Zur exemplarischen Beantwortung der Forschungsfrage wurden zwei teilnarrative Interviews mit Bewohnerinnen unterschiedlicher gemeinschaftlicher Wohnprojekte durchgeführt. Es handelte sich um eine Frau ohne eigene Kinder, die in einem großen Hausprojekt wohnt, sowie um eine alleinerziehende Frau mit Baby, die in einer Wohngemeinschaft lebt. Die Analysen wurden auf Grundlage der Grounded Theory Methodologie durchgeführt.

Es lassen sich einige Ergebnisse festhalten: In beiden untersuchten Fällen führen feste, arbeits-teilige und solidarische Strukturen zu einer Neu-Gestaltung und Kollektivierung von Care-Arbeit. Im Fall des Hausprojekts findet eine finanzielle Entlastung der überwiegend getrennt- und alleinerziehenden Eltern durch die Gemeinschaft statt, welche von der Interviewten als fair empfunden wird. Vor allem informelle und flexible Unterstützungsangebote der Mitbewohner*innen bezüglich kinderspezifischer Care-Arbeit, die aus

festen Strukturen herausfallen, werden von der interviewten Mutter und für die Eltern des größeren Hausprojekts als entlastend beschrieben. Eine Voraussetzung für das Gelingen kollektiver, kinderspezifischer Care-Arbeit ist ein gutes, vertrauensvolles Verhältnis der Bewohner*innen untereinander. Die Interviewte mit Baby betont hierbei die Wichtigkeit von Verbindlichkeit, wohingegen die Frau ohne eigene Kinder die Betreuungsübernahme primär mit Spiel und Spaß assoziiert. Im Fall der WG, in der ein familiales Gemeinschaftsleben eine hohe Priorität hat, geht eine gegenseitige emotionale Fürsorge mit einer großen Entlastung für die interviewte Mutter einher. Für diese bietet die Wohngemeinschaft in Form einer Wahlfamilie eine Alternative zum konventionellen Wohnen mit dem Vater des Kindes. Dennoch gelingen die Ausweitung der Verantwortung für das Kind auf die Mitbewohner*innen und die Erfüllung der eigenen Ideale von Verbindlichkeit in diesem Fall nicht immer. Im Fall des Hausprojekts wird die Einforderung der Unterstützung bei kinderspezifischen Care-Tätigkeiten von der Interviewten im Zuständigkeitsbereich der Eltern vertortet: Es zeichnet sich ein Spannungsfeld zwischen solidarischen Prinzipien und Eigenverantwortlichkeit ab.

Insgesamt zeigen die Analysen, dass gemeinschaftliche Wohnprojekte Experimentierfelder alternativer Lebensmodelle und Care-Arrangements sind. Sie bieten

Möglichkeitsräume einer Re-Organisation von Care-Arbeit, die Entlastung für Eltern und Alleinerziehende bieten kann. Dies ist vor dem Hintergrund der aktuellen Care-Krise bedeutend, da Sorgelücken durch das soziale Netzwerk im Nahraum geschlossen werden können. Vor allem in Zeiten biografischer Umbrüche und geringen finanziellen, zeitlichen und sozialen Ressourcen kann gemeinschaftliches Wohnen bei der Bewältigung von Lebensanforderungen unterstützend wirken – auch wenn es nicht gänzlich ohne Herausforderungen auskommt. Allerdings können individuelle Lösungen allein die aktuelle Care-Krise in privaten Haushalten nicht meistern. Vielmehr braucht es sozialstaatliche Ansätze, wie eine stärkere Berücksichtigung nicht-konventioneller Familienformen, einen Ausbau der staatlichen Kinderbetreuung sowie des Elterngeldes oder Maßnahmen zur Gewährleistung der Reduktion der Erwerbsarbeitszeit von Vätern (BMFSFJ, 2021b, S. 433; Jurczyk, 2020a, S. 4; Winker, 2015a, S. 538). Weiterzudenken sind auch innovative sozialpolitische Konzepte wie das „Optionszeiten-Modell“, welches vorsieht Care-Zeiten aktiv im Lebenslauf zu verankern (für einen Überblick Jurczyk, Mückenberger, et al., 2020). Der Wandel und die Ausdifferenzierung von Lebens- und Wohnformen spiegelt sich im privaten Sektor der Care-Arbeit wider - dem ist auch sozial- und familienpolitisch Rechnung zu tragen.

¹ Im Folgenden wird beispielhaft und zusammenfassend auf die quantitative Studie von Philippsen (2014), qualitative Studien von Beck (2021), Roller und Eck (2022), Schröder und Scheller (2017) und Wonneberger (2015) sowie Studien im Mixed-Methods-Design von Dürr und Kolleg*innen (2021) und Leitner und Kolleg*innen (2015) Bezug genommen.

² Das Mietshäuser Syndikat ist eine nicht-kommerziell und kooperativ organisierte Beteiligungsgesellschaft in Deutschland, die gemeinschaftlich Häuser erwirbt und diese, mit dem Ziel langfristig bezahlbaren Wohnraum zu schaffen und gemeinschaftspolitische Projekte zu unterstützen, in Kollektiveigentum überführt (vgl. Barthel, 2020, S. 366–370; Mietshäuser Syndikat, 2021).

LITERATUR

Apitzsch, U., & Schmidbaur, M. (2011). Care, Migration und Geschlechtergerechtigkeit. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 61(37-38), 43–49.

Barthel, B. (2020). Legal hacking und seine praktischen Dimensionen am Beispiel des Mietshäuser Syndikats. *Zeitschrift für Kritik, Recht, Gesellschaft*, 2020(3), 366–375. <https://doi.org/10.33196/juridikum202003036601>

Bauhardt, C. (2013). Wege aus der Krise? Green New Deal – Postwachstumsgesellschaft – Solidarische Ökonomie: Alternativen zur Wachstumsökonomie aus feministischer Sicht. *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 5(2), 9–26.

Beck, S. (2021). *Wohnen als sozialräumliche Praxis: Zur subjektiven Bedeutung von Gemeinschaftlichem Wohnen im Kontext sozialen Wandels*: Springer Fachmedien Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-32334-9>

Becker, R., & Linke, E. (2015). *Mehr als schöner wohnen! Frauenwohnprojekte zwischen Euphorie und Ernüchterung*. Ulrike Helmer Verlag.

Beneria, L. (2010). Globalization, Women's Work, and Care Needs: The Urgency of Reconciliation Policies. *NORTH CAROLINA LAW REVIEW*, 88(5), 1501–1525.

Berger, C. (2021). Soziale Reproduktion in der Krise: Feministisch-politökonomische Perspektiven auf Versorgungsökonomie und Strukturwandel. *Sozialpolitik in Diskussion*, 23, 69–76.

Billmann, L., & Held, J. (2013). Einführung. Solidarität, kollektives Handeln und Widerstand. In L. Billmann, & J. Held (Hrsg.), *Solidarität in der Krise. Gesellschaftliche, soziale und individuelle Voraussetzungen solidarischer Praxis* (S. 13–29). Springer VS.

Boll, C. (2017). *Die Arbeitsteilung im Paar – Theorien, Wirkungszusammenhänge, Einflussfaktoren und exemplarische empirische Evidenz. Expertise im Rahmen des Zweiten Gleichstellungsberichts der Bundesregierung*. www.gleichstellungsbericht.de

Boll, C., & Castiglioni, L. (2021). Familien heute. In S. Dürr, G. Kuhn, N. Abraham, M. Heitkötter, & S. Lien, *Familien in gemeinschaftlichen Wohnformen* (S. 24–29). https://www.h-ka.de/fileadmin/Hochschule_Karlsruhe_HKA/

[Bilder WE-IAF/Projekte/Abgeschlossene Projekte IAF/HKA WE-IAF Projekt-Fagewo 0016 Abschlussbericht.pdf](#)

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend [BMFSFJ] (Hrsg.). (2021). *Neunter Familienbericht. Eltern sein in Deutschland – Ansprüche, Anforderungen und Angebote bei wachsender Vielfalt mit Stellungnahme der Bundesregierung*. <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/179392/195ba88f8c3ac7134347d2e19f1cdc0/neunter-familienbericht-bundestagsdrucksache-data.pdf>

Corbin, J., & Strauss, A. L. (1990). Grounded Theory Research. *Zeitschrift für Soziologie*, 19(6), 418–427.

DeGroot, J. M., & Vik, T. A. (2020). “The weight of our household rests on my shoulders”: Inequity in family work. *Journal of Family Issues*, 41(8), 1258–1281. <https://doi.org/10.1177/0192513X19887767>

Dürr, S., Kuhn, G., Abraham, N., Heitkötter, M., & Lien, S. (2021). Familien in gemeinschaftlichen Wohnformen (Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR), (Hrsg.). *BBSR-Onlinepublikation* 25/2021.

Fedrowitz, M. (2011). Gemeinschaftliches Wohnen in Deutschland. *Nationalatlas aktuell*, 5(9). http://aktuell.nationalatlas.de/wohnprojekte-9_09-2011-0.html/

Fedrowitz, M. (2016). Gemeinschaftliches Wohnen – Stand und Entwicklung in Deutschland. *Nachrichten der ARL*, 1, 9–12.

Gerlinger, T. (2019). Sorge und Sorgearbeit: Bestandsaufnahmen und Perspektiven. *Soziologische Revue*, 42(1), 44–56. <https://doi.org/10.1515/srsr-2019-0006>

Gierse, C., & Wagner, M. (2012). Gemeinschaftliche Wohnprojekte—Eine Wohnform für alle sozialen Lagen und Lebensalter? *Zeitschrift für Sozialreform*, 58(1), 59–82. <https://doi.org/10.1515/zsr-2012-0103>

Ginski, S., Koller, B., & Schmitt, G. (2012). IBA Berlin 2020. *Kurzüberblick/Projektrecherche „Besondere Wohnformen“*. https://www.stadtentwicklung.berlin.de/staedtebau/baukultur/iba/download/studien/IBA-Studie_Besondere_Wohnformen.pdf

Glaser, B. G., & Strauss, A. L. (1967). *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*. Aldine.

- Hank, K., & Steinbach, A. (2021). The virus changed everything, didn't it? Couples' division of housework and childcare before and during the Corona crisis. *Journal of Family Research*, 33(1), Art. 1. <https://doi.org/10.20377/jfr-488>
- Heitkötter, M. (2020). Gemeinschaftliches Wohnen—Doing Family in erweiterten Familiennetzwerken? In K. Jurczyk (Hrsg.), *Doing und Undoing Family: Konzeptionelle und empirische Entwicklungen* (S. 253–276). Beltz Juventa.
- Heitkötter, M., Jungmann, A., & Hudelmayer, A. (2021). Alternatives Hausprojekt—Präfamilialer Erfahrungsraum für junge Menschen. In M. Heitkötter, A. Jungmann, & A. Hudelmayer (Hrsg.), *Familien in gemeinschaftlichen Wohnformen* (S. 197–205). BBSR-Onlinepublikation 25/2021.
- Heitkötter, M., & Lien, S. (2021). Synthese Soziales. In Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) (Hrsg.), *Familien in gemeinschaftlichen Wohnformen* (S. 329–377). BBSR-Onlinepublikation 25/2021.
- Hipp, L., & Bünning, M. (2021). Parenthood as a driver of increased gender inequality during COVID-19? Exploratory evidence from Germany. *European Societies*, 23(sup1), 658–673. <https://doi.org/10.1080/14616696.2020.1833229>
- Institut für Demoskopie Allensbach [IfD] (Hrsg.). (2015). *Weichenstellungen für die Aufgabenteilung in Familie und Beruf. Untersuchungsbericht zu einer repräsentativen Befragung von Elternpaaren im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend*. <https://www.ifd-allensbach.de/fileadmin/studien/Weichenstellungen.pdf>
- Institut für Demoskopie Allensbach [IfD] (Hrsg.). (2020). *Elternschaft heute. Eine Repräsentativbefragung von Eltern unter 18-jähriger Kinder*. https://www.ifd-allensbach.de/fileadmin/IfD/sonstige_pdfs/8214_Elternschaft_heute.pdf
- Jochim, V. (2020). *Care, Macht, Arbeit: Lebenswelten von Alleinerziehenden*. Campus Verlag.
- Jurczyk, K. (2010). Care in der Krise? Neue Fragen zu familialer Arbeit. In U. Apitzsch & M. Schmidbaur (Hrsg.), *Care und Migration: Die Ent-Sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrößen: Die Ent-Sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit in der globalen Peripherie* (S. 59–76). Verlag Barbara Budrich.
- Jurczyk, K. (2020a). *Doing und Undoing Family: Konzeptionelle und empirische Entwicklungen*. Beltz Juventa.
- Jurczyk, K. (2020b). Einleitung. In K. Jurczyk (Hrsg.), *Doing und Undoing Family* (S. 7–25). Beltz Juventa.
- Jurczyk, K., Lange, A., & Thiessen, B. (Hrsg.). (2014). *Doing Family: Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*. Beltz Juventa.
- Jurczyk, K., Mückenberger, U., Shih-cheng, L., & Heitkötter, M. (2020). Das Optionszeiten-Modell – ein neuer Impuls für „atmende Lebensläufe“. Ergebnisse aus einem interdisziplinären Forschungsprojekt zur Überwindung der Care-Krise und für mehr Geschlechtergerechtigkeit. *Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge e.V.*, 100(3), 107–112.
- Jurczyk, K., Rerrich, M., & Thiessen, B. (2020). Caring Communities – Häusliche Versorgung gemeinschaftlich unterstützen. *Blätter der Wohlfahrtspflege*, 167, 3–6. <https://doi.org/10.5771/0340-8574-2020-1-3>
- Jurczyk, K., & Thiessen, B. (2020). Familie als Care—Die Entzauberung der „Normalfamilie“. In K. Jurczyk (Hrsg.), *Doing und Undoing Family. Konzeptionelle und empirische Entwicklungen* (S. 116–140). Beltz Juventa.
- Kellner-Zotz, B. (2020). Mütter-Stress. *Blätter der Wohlfahrtspflege*, 167, 73–76. <https://doi.org/10.5771/0340-8574-2020-1-3>
- Knobloch, U. (2013). Sorgekrise. Ein Handbuchartikel. *Denknetz Jahrbuch 2013*, 24–32.
- Kuhn, G. (2021). Gemeinschaftliches Familienwohnen im Wandel. In Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) (Hrsg.), *Familien in gemeinschaftlichen Wohnformen* (S. 16–23). BBSR-Onlinepublikation 25/2021.
- Kunze, I. (2008). *Soziale Innovationen für zukunftsfähige Lebensweisen. Gemeinschaften und Ökodörfer als experimentierende Lernfelder für sozial-ökologische Nachhaltigkeit*. Ecotransfer-Verlag. https://www.researchgate.net/publication/267392380_Soziale_Innovationen_fur_zukunftsfahige_Lebensweisen_Gemeinschaften_und_Okodorfer_als_experimentierende_Lernfelder_fur_sozial-ökologische_Nachhaltigkeit
- Leibert, T. (2014). Frauenerwerbstätigkeit in Deutschland und Europa. *Nationalatlas aktuell*, 8.

Leitner, M., Markut, T., Mandl, S., & Littig, B. (2015). *Nachhaltiges Wohnen und Arbeiten in einem Wohnprojekt. Eine komparative praxistheoretische Analyse*. Österreichisches Institut für nachhaltige Entwicklung. <https://docplayer.org/44092611-Nachhaltiges-wohnen-und-arbeiten-in-einem-wohnprojekt.html>

Lenze, A. (2021). *Alleinerziehende weiter unter Druck. Bedarfe, rechtliche Regelungen und Reformansätze*. <https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/publikationen/publikation/did/alleinerziehende-weiter-unter-druck>

Meier-Gräwe, U. (2017). Der Gender Pay Gap und das Erwerb-Sorge-Modell. *Zeitschrift des Deutschen Juristinnenbundes*, 20(3), 113–115. <https://doi.org/10.5771/1866-377X-2017-3-113>

Mietshäuser Syndikat. (2021). *Der Projektverbund*. <https://www.syndikat.org/de/unternehmensverbund/>

Nave-Herz, R. (2012). Familie im Wandel? – Elternschaft im Wandel? In K. Böllert & C. Peter (Hrsg.), *Mutter + Vater = Eltern? Sozialer Wandel, Elternrollen und Soziale Arbeit* (S. 33–49). Springer VS.

Philippson, C. (2014). *Soziale Netzwerke in gemeinschaftlichen Wohnprojekten: Eine empirische Analyse von Freundschaften und sozialer Unterstützung*. Budrich UniPress. <https://doi.org/10.3224/86388086>

Phillips, S., & Benner, P. (Hrsg.). (1994). *Crisis of Care: Affirming and Restoring Caring Practices in the Helping Professions*. Georgetown University Press.

Possinger, J. (2013). *Vaterschaft im Spannungsfeld von Erwerbs- und Familienleben: „neuen Vätern“ auf der Spur*. Springer VS.

Prytula, M., Rexroth, S., Lutz, M., & May, F. (2020). *Cluster-Wohnungen. Eine neue Wohnungstypologie für eine anpassungsfähige Stadtentwicklung* (Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR). Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung.

Przyborski, A., & Wohrab-Sahr, M. (2014). *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*. Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

Razavi, S., & Staab, S. (2008). *The Social and Political Economy of Care: Contesting Gender and Class Inequalities*. Undefined. <https://www.semanticscholar.org/paper/The-Social-and-Political-Economy-of-Care-Contesting-Gender-and-Class-Inequalities>

[cial-and-Political-Economy-of-Care%3A-Gender-Raza-vi-Staab/6ed3ea4f32f82c6ab41e8735ed15065103ac9b23](https://www.semanticscholar.org/paper/The-Social-and-Political-Economy-of-Care-Contesting-Gender-and-Class-Inequalities)

Roller, K., & Eck, S. (2022). Gutes Leben—Gutes Care: Innovative Wohn-Care-Projekte zwischen utopischer Spinnerei und umsetzbaren Reallabor. In U. Knobloch, H. Theobald, C. Dengler, A.-C. Kleinert, C. Gnad, & H. Lehner, *Caring Societies—Sorgende Gesellschaften. Neue Abhängigkeiten oder mehr Gerechtigkeit?* (S. 222–240). Beltz Juventa.

Samtleben, C. (2019). Auch an erwerbsfreien Tagen erledigen Frauen einen Großteil der Hausarbeit und Kinderbetreuung. *DIW Wochenbericht*, 10, 139–145.

Schack, P. S. (2018). Gelebte Nachhaltigkeit im Ökodorf Sieben Linden – nachahmenswerte Muster der Alltagsversorgung? In A. Häußler, C. Küster, S. Ohrem, & I. Wagenknecht (Hrsg.), *Care und die Wissenschaft vom Haushalt. Aktuelle Perspektiven der Haushaltswissenschaft*. Springer Fachmedien. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-19362-1>

Scherzer, U. (2003). *Integrierte Wohnmodelle in der Nutzungsphase. Eine Nachuntersuchung von vier Modellvorhaben des „Experimentellen Wohnungs- und Städtebaus—ExWoSt“* [Dissertation]. http://publications.rwth-aachen.de/record/51958/files/Scherzer_Ulrike.pdf

Schröder, S., & Scheller, D. (2017). Abgesicherte Fürsorge und fürsorgliche Absicherung in Gemeinschaft: Mehrgenerationenwohnprojekte als neue Formen der städtischen Reproduktion? *Sub\urban : Zeitschrift für kritische Stadtforschung*, 5(3), 23–42. <https://doi.org/10.25595/417>

Schütze, F. (1976). Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung: Dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. In A. Weymann (Hrsg.), *Kommunikative Sozialforschung: Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindeforschung, Polizei, politische Erwachsenenbildung* (S. 159–260). Fink.

Schütze, F. (2016). Biographieforschung und narratives Interview. In W. Fiedler & H.-H. Krüger (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse. Grundlagen der qualitativen Sozialforschung* (S. 55–73). Verlag Barbara Budrich.

Sellbeck, C., & Langmeyer, A. (2018). *Ergebnisse der Studie „Generationenübergreifende Zeitverwendung: Großeltern, Eltern, Enkel“*. Deutsches Jugendinstitut e.V..

Seyda, S. (2003). *Dokumentation. Frauenerwerbstätigkeit und Geburtenverhalten*. iw-trends, 3.

Spellerberg, A. (2021). Gemeinschaftliche Wohnformen. In F. Eckhardt & S. Meier (Hrsg.), *Handbuch Wohnsoziologie* (S. 503–520). Springer Fachmedien Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-24862-8>

Statistisches Bundesamt. (2022, März 31). *Erwerbstätigenquoten 1991 bis 2021 nach Gebietsstand und Geschlecht in der Altersgruppe 15 bis unter 65 Jahren. Ergebnisse des Mikrozensus in %*. Statistisches Bundesamt. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Arbeitsmarkt/Erwerbstae-tigkeit/Tabellen/erwerbstae-tigenquoten-gebietsstand-ge-schlecht-altergruppe-mikrozensus.html>

Stier, H., & Lewin-Epstein, N. (2007). Policy effects on the division of housework. *Journal of Comparative Policy Analysis: Research and Practice*, 9(3), 235–259. <https://doi.org/10.1080/13876980701494657>

Strauss, A. L. (1998). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. Fink.

Strauss, A. L. (2004). Methodologische Grundlagen der Grounded Theory. In J. Stübing & B. Schnettler (Hrsg.), *Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte* (S. 427–452). UVK Verlag.

Wanger, S. (2020). *Entwicklung von Erwerbstätigkeit, Arbeitszeit und Arbeitsvolumen nach Geschlecht: Ergebnisse der IAB-Arbeitszeitrechnung nach Alter und Geschlecht (AZR AG) für die Jahre 1991–2019* (Research Report Nr. 16/2020). IAB-Forschungsbericht. <https://www.econstor.eu/handle/10419/234272>

Winker, G. (2015a). Care Revolution als feministisch-marxistische Transformationsperspektive. *DAS ARGUMENT*, 314, 536–539.

Winker, G. (2015b). *Care Revolution: Schritte in eine solidarische Gesellschaft*. transcript.

Wonneberger, E. (2015). *Neue Wohnformen*. Springer Fachmedien Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-09888-9>

ZUR AUTORIN

Janine Thiel studiert an der Universität Leipzig Kulturwissenschaften im Master und hat Module der Soziologie in Jena belegt. Zuvor hat sie ihren Bachelor in Soziologie in Leipzig und Kopenhagen absolviert. Ihre Interessens- und Forschungsschwerpunkte sind rekonstruktive Familienforschung, sozial-ökologische Transformation und Umweltsoziologie sowie Mixed Method Designs. Janine Thiel hat als studentische Hilfskraft am Deutschen Jugendinstitut in Halle gearbeitet und erhält derzeit ein Forschungsstipendium des Deutschen Jugendinstituts in München.

Der Beitrag wurde redaktionell betreut und lektoriert von **Michelle Giez, Helen Greiner, Charlotte Huch und Annabell Lamberth**.

INTERVIEWS



Grauzonen der Wohnungslosigkeit

Ein Expertinneninterview mit Hannah Wolf

geführt von Annabell Lamberth und Alina Wandelt

83

Annabell Lamberth: *Liebe Hannah, vielen lieben Dank, dass du dir die Zeit nimmst, um mit uns zu sprechen! Du befasst dich ja schon seit einiger Zeit mit dem Thema Wohnungslosigkeit in Berlin und London und arbeitest auch an einer Dissertation, die sich mit den Lebenswelten wohnungsloser Menschen befasst. Vielleicht könntest du kurz erzählen, wie es überhaupt dazu kam, dass du zu dem Thema forschst und auch, was du in diesem Kontext genau machst.*

Hannah Wolf: Die Geschichte, wie ich zum Thema Wohnungslosigkeit gekommen bin, ist tatsächlich sehr persönlich. Eine

Person aus meinem nahen Umfeld ist in Berlin zwangsgeräumt worden – nachdem sie über zwanzig Jahre lang in derselben Wohnung gewohnt hat. Das war so eine Verquickung aus verschiedenen Umständen. Die Bezüge vom Jobcenter wurden zu spät überwiesen, dann haben die Vermieter direkt die Kündigung ausgesprochen und einen Räumungstitel veranlasst. Die Geschichte danach, d.h. wohnungslos sein und in Notunterkünften übernachten, das habe ich direkt mitbekommen. Und ich habe dann gedacht: Das kann nicht sein, das kann nicht rechtens sein. Ich habe dann angefangen zu recherchieren. Wo ist die

Lücke, wo kann man Widerspruch einlegen? Dann habe ich gesehen, nein, es war alles rechtens. Im Laufe dieses Prozesses habe ich dann auch erfahren, welche Institutionen und welche rechtlichen Rahmenbedingungen greifen, welche städtischen und staatlichen Stellen potenziell involviert sind. Nicht nur in Bezug auf wohnungslos werden, sondern auch im Fall von aus der Wohnungslosigkeit heraus befördert werden sollen. Also das ganze Netzwerk aus staatlichen Stellen, aus freien Trägern, aus sozialen Wohnhilfen, aus Sicht der konkreten Sozialarbeiter*innen und natürlich den wohnungslosen Menschen selbst, die wiederum auch ein Netzwerk aus Unterstützung, manchmal aber auch Konkurrenz miteinander eingehen.

Dieses ganze Geflecht habe ich durch eine persönliche Geschichte kennengelernt und mich dazu veranlasst mich damit beschäftigen wollte. Das hat mir natürlich auch den Feldzugang total erleichtert. Als Angehörige durfte ich in eine Einrichtung zu Besuch kommen, ich durfte beim Einziehen mithelfen und war dann mal drinnen in den Notunterkünften. Ansonsten ist das nämlich eine ziemlich große Hürde, da reinzukommen. Denn die sozialen Träger – auch wenn sie ein großes Interesse daran haben, dass zu Wohnungslosigkeit geforscht wird – können natürlich nicht einfach so über den privaten Bereich der Bewohner*innen entscheiden. Das war so der Anfang.

Alina Wandelt: *Du hast gerade von einem ganzen Netzwerk von Institutionen gesprochen, die dabei involviert sind. Welche Institutionen sind das denn eigentlich genau?*

HW: Meist ist für das Thema Wohnungslosigkeit nicht eine einzelne Stelle, sondern ein ganzes Geflecht unterschiedlicher Akteur*innen zuständig. Charakteristisch sind da sogenannte public private partnerships. Das sind private Unternehmen, die aber aus öffentlichen Geldern finanziert werden – und sich deshalb auch um diese öffentlichen Gelder bewerben müssen. D.h. bei den privaten Trägern der sozialen Wohnhilfe gibt es auch einen gewissen Erfolgsdruck. Dazu habe ich eine Reihe von qualitativ empirischen Expert*inneninterviews geführt, mit Menschen, die da arbeiten und die mit entsprechenden Vorgaben umgehen müssen und Menschen innerhalb von sechs Monaten aus dem System wieder rausbekommen sollen. Es müssen also bestimmte Quoten erfüllt werden, um Fördergelder zu erhalten. Dann gibt es in Berlin auf Senatsebene die zentrale Fachstelle für soziale Wohnhilfe, die auch mit den privaten Trägern in Kontakt ist und gleichzeitig auch ein individuelles Gesprächs- und Beratungsangebot für Wohnungslose oder von Wohnungslosigkeit betroffenen Menschen anbietet. Auf der Verwaltungsebene zuständig sind die Sozialämter der jeweiligen Bezirke. Wenn man sich das Rechtssystem anschaut, kommen dazu noch bun-

” Meist ist für das Thema Wohnungslosigkeit nicht eine einzelne Stelle, sondern ein ganzes Geflecht unterschiedlicher Akteur*innen zuständig.

desrechtliche Vorgaben. Außerdem auf Stadt- und Bundesebene immer noch lokale Regelungen. Von den Menschen, die an diesen Stellen arbeiten, wird diese Verflechtung als ziemlich positiv betrachtet. „Das ist so toll, wir sind so vernetzt!“. Aus Sicht der Verwaltung sind diese starke Vernetzung und die etablierten Kommunikationswege zwischen den unterschiedlichen Stellen ein großer Fortschritt. Auch die Strategiekonferenz zur Wohnungslosenhilfe, bei der sich die Beteiligten vernetzen sollen und die vor Kurzem zum sechsten Mal stattgefunden hat, ist aus dieser Sicht ein Erfolg (Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales 2023). In der Erfahrung wohnungsloser Menschen stellt sich das teils anders dar. Hier übersetzt sich die starke Verflechtung der Zuständigkeiten für Betroffene in Gefühle des Nicht-Wissens, an wen sie sich wenden sollen, der Ohnmacht des Ausgeliefertseins. „Für das Anliegen, müssen Sie sich an eine andere Stelle wenden“ usw. Die eigentlich sehr umfassende Erfahrung von Wohnungslosigkeit wird so ganz stark fragmentiert. Einige meiner Interviewten haben das als Zustand beschrieben, in dem sie sich als individuelle Personen gar

nicht mehr gesehen fühlen. Und auch der Zeitaufwand für die unterschiedlichen Anträge ist enorm.

AW: *Mit wem hast du für deine Forschung eigentlich genau gesprochen? Und was für Formen der Wohnungslosigkeit schaut du dir genau an?*

HW: Angefangen habe ich in einer Notunterkunft für Frauen, in der ich über meinen persönlichen Kontakt schließlich auch Kontakt zu anderen Bewohner*innen herstellen konnte. Über eine formale Anfrage habe ich dann auch ein Interview mit dem Träger auf Leitungsebene geführt und an Veranstaltungen des Arbeitskreises Wohnungslosigkeit in Berlin teilgenommen. Diese Veranstaltungen sind öffentlich, sodass ich dort Menschen, die in der sozialen Wohnungshilfe arbeiten, einfach direkt ansprechen konnte. In einem anderen Fall hat sich die Vermittlung über einen Sozialarbeiter ergeben, der für mich den Kontakt zu einem Klienten hergestellt hat. Denn der Fall, dass man in einer temporären institutionellen Unterkunft unterkommt, ist ja nur eine Spielart von Wohnungslosigkeit. Darüber

Hannah Wolf

Hannah Wolf ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie an der Universität Potsdam. Sie hat Theater-, Film- und Medienwissenschaft, Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie und Philosophie in Wien und Frankfurt/Main studiert, außerdem Soziologie und Erziehungswissenschaft an der Universität Potsdam. Sie ist assoziiertes Mitglied im Sonderforschungsbereich 1265 „Re-Figuration von Räumen“ und forscht in ihrem Dissertationsprojekt zur Genese, Dynamik und Erfahrung von Wohnungsnot. Im Jahr 2020 wurde sie mit dem Preis für exzellente Lehre der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät ausgezeichnet. Zuletzt ist von ihr der Beitrag „Trying as hard as I can – Narratives of Failure and Success in the Experience of Housing Insecurity“ in der Zeitschrift *Human Arenas* erschienen.



hinaus habe ich mit Obdachlosen, auf der Straße lebenden, Menschen gesprochen. Auch jene habe ich einfach angesprochen beziehungsweise eigentlich haben sie mich einfach angesprochen. Ganz klassische Situation – ob man mal einen Euro hat. Wenn man will, kann man dann ins Gespräch kommen. Gerade das waren aber Situationen, die mir sehr nahe gegangen sind. ‚Nur‘ Forschen geht hier weniger gut. Eine andere Form der Wohnungslosigkeit ist das unsichere Wohnen, d.h. immer mal wieder über eine Unterkunft verfügen, an sich also kein Problem damit haben, ein festes Dach über dem Kopf zu haben. Dieses feste Dach ist aber eben mal

drei Tage hier, dann wieder eine Woche dort. Diese Personen sind immer on the move, wohnen also prekär beziehungsweise ortsungebunden. Gerade solche Situationen fallen aus der Statistik häufig raus, dabei trifft gerade dieser Zustand auf sehr viele Menschen zu. Nimmt man die Definition der Bundesarbeitsgemeinschaft für Wohnungslosenhilfe in Deutschland zur Grundlage, beginnt Wohnungslosigkeit bzw. von Wohnungslosigkeit bedroht sein, wenn es sich um keinen mietvertraglich abgesicherten Wohnraum handelt. Dies schließt auch Personen mit ein, die zur Untermiete oder zur Unter-Untermiete wohnen oder ihr Wohnverhältnis nur

per Handschlag begründet haben. Laut Definition sind all diese Menschen wohnungslos, weil sie sich im Zweifelsfall nicht auf eine rechtliche Grundlage beziehen können. Soweit es möglich war, habe ich die Interviewpartner*innen in den jeweiligen Wohnumgebungen befragt. Gerade Menschen, die in Notunterkünften untergebracht sind, sind aber auch sehr viel unterwegs, müssen für unterschiedliche Anträge zu unterschiedlichen Ämtern, zum Jobcenter, zum Sozialamt. Diese habe ich teilweise einfach begleitet. Beim Mitkommen, quasi der Feldforschung unterwegs, habe ich sehr viel über ihre jeweilige Lebensrealität erfahren können. Auch Personen, die noch in ihrer eigenen Wohnung waren, aber schon die Eigenbedarfskündigung im Briefkasten hatten, habe ich zu Hause besucht, um zu verstehen, wie die Veränderungsprozesse genau ablaufen, die mit der Entmietung verbunden sind. Beispielsweise was es bedeutet sich von der eigenen Wohnung zu verabschieden. Zu vielen habe ich heute immer noch Kontakt. Gerade in diesen Fällen – sozusagen in der Grauzone der Wohnungslosigkeit – fand ich es spannend zu erfahren, wie sich diese grundlegende Erfahrung der Unsicherheit bemerkbar macht, welche Strategien es im Umgang gibt und welche Auswirkungen dies auf Vorstellungen von ‚Zuhause‘ und Wohnen ausübt.

AW: *Welche Strategien sind dir dabei begegnet?*

HW: Das Spektrum ist riesig. Wenn ich es anhand zweier Pole beschreiben müsste, stünde an einem Ende die Strategie, die eigene Wohnungslosigkeit zum Projekt, zur Herausforderung, zur Aufgabe zu machen, die individuell bewältigt werden muss. Inklusive Erfolgsgeschichten von „ich habe es geschafft“, einem Herauskommen aus eigener Kraft und „ich bin da stolz drauf“. Demgegenüber steht am anderen Ende des Spektrums eine starke Resignation: die Vorstellung, sein Schicksal einfach annehmen zu müssen. Das wirkt sich auch auf Zukunftserwartungen aus, so dass permanente Wohnunsicherheit als Normalzustand antizipiert wird. Die Vorstellung, dass es eine Alternative dazu gäbe oder dass es so wie es ist, nicht richtig ist, tritt dann in den Hintergrund. Die Zuschreibung, selbst schuld zu sein, wird hier stark wirksam. Gerade in Großbritannien, d.h. einem nationalstaatlichen Kontext, in dem sich schon viel früher, viel stärker individualisierende Tendenzen finden, tritt das in den Erfahrungsberichten von Wohnungslosen noch deutlicher hervor. In vielerlei Hinsicht ist Großbritannien eine nation of homeowners. Hier gehört es – in der Vorstellung zumindest – eigentlich mit dem 20 Lebensjahr schon dazu, die Hypothek für das eigene Haus zu haben. Die Zuschreibung eines individuellen Scheiterns steht hier deshalb stärker im Vordergrund

als in Berlin, wo ja traditionell nicht nur häufiger zur Miete gewohnt wird, sondern auch viel stärkere Mieter*innenbewegungen präsent sind. Gleichzeitig zeichnen sich sowohl in Berlin als auch in London in den letzten Jahren auch gegenläufige Tendenzen ab. In London nimmt die Zahl derjenigen, die zur Miete wohnen, stetig zu. In Berlin, eine Stadt die lange durch einen hohen Anteil an zur Miete wohnenden Menschen gekennzeichnet, steigt wiederum der Anteil an Eigentümer*innen – wobei es sich da größtenteils nicht um private Wohneigentümer*innen handelt. Diese Veränderungen interessieren mich, wobei ich zu den strukturellen Veränderungen des Wohnungsmarktes über meine Forschung natürlich nur begrenzt Aussagen treffen kann. Mich interessiert aber, welche Vorstellungen von ‚Zuhause‘ oder Verortung vorherrschen und wie diese biografisch eingebettet sind. Ich habe deshalb auch gezielt nach Wohnbiographien gefragt – um rekonstruieren zu können, wie sich diese Vorstellungen äußern.

AL: *Welchen Sinn schreiben wohnungslose Menschen dem ‚Zuhause‘ denn zu?*

HW: Auch das ist natürlich sehr unterschiedlich. Denn es ist ja auch nicht gesetzt, dass für alle Menschen das ‚Zuhause‘ bei den Eltern immer ein Ort der Stabilität war. Für manche Menschen ist das Wohnen beziehungsweise das ‚Zuhause‘ schon immer schwierig oder anstrengend gewesen und

damit auch ein negativer Ort, von dem man irgendwie weg wollte oder musste. Auch vor so einem biografischen Hintergrund hat die Erfahrung von Wohnungslosigkeit, unsicherem Wohnen oder Wohnungsnot aber dennoch eine andere Qualität. So oder so tauchte das Thema ‚Zuhause‘ in einem Großteil der Interviews in irgendeiner Form auf. Ein Interviewter begrüßte mich zum Beispiel mit der Floskel „Da ist die Küche, fühl dich ganz wie zuhause“ – im Interview stellte sich dann aber heraus, dass er sich in der Wohnumgebung eigentlich gar nicht zuhause fühlte. Obwohl er zu diesem Zeitpunkt bereits seit fast einem Jahr in dieser Wohnung mit eigenem Mietvertrag gewohnt hat. Er hatte es also, nach anderthalb Jahren eigentlich aus Wohnungslosigkeit heraus ‚geschafft‘, begegnete der Wohnung aber weiterhin mit einem extremen Misstrauen. Das sprachliche Bild, in dem er mir dies kommuniziert hat, lautete ungefähr: „Das ist, als ob du dir einmal die Finger verbrannt hast und nun immer wieder Angst hast“. Emotional hatte er sich nicht niedergelassen und auch materiell war alles, was in der Wohnung war, sehr provisorisch. Interessanterweise spielen diese Dimensionen und die Frage danach, wie sich Menschen ‚zuhause‘ fühlen in der sozialen Arbeit mit den Klient*innen keine große Rolle. Da geht es in erster Linie um einen Mietvertrag, eine Meldeadresse, sichere Wohnverhältnisse. Was ‚Zuhause‘ für Menschen bedeutet, ist aber sehr bedeutsam, auch wenn die

Bedeutungsvielfalt dessen, was als ‚Zuhause‘ verstanden wird, sehr unterschiedlich ist. Mal steht im Kern ein Territorium, ein Rückzugsort oder ein Schutz vor der Außenwelt, mal Beziehungen, über die ein Zuhause überhaupt erst hergestellt werden kann.

AW: *Hat diese Dimension auch was mit deiner Konzeption von Wohnen als einem „multidimensionalen Forschungsgegenstand“ zu tun? Was meinst du damit genau?*

HW: Wohnen hat sehr viele Dimensionen. Zum einen ist es eingebunden in rechtliche Rahmenbedingungen. Dann gibt es einen materiellen Kontext des Wohnens; gebaute Wohneinheiten, was auch immer sozio-materiell ist, und dann ist Wohnen auch eine Praxis und besteht aus den Tätigkeiten und Handlungen, die zum Wohnen dazugehören. Dadurch kommt auch eine zeitliche und räumliche Dimension mit rein. Wohnen ist damit nicht nur auf die Wohnung beschränkt. Wohnen bestimmt auch Rhythmen des alltäglichen Handelns. Aber auch Ideale, teils auch Ideologien darüber, was ‚richtiges‘ Wohnen ist, spielen als Dimension mit rein. Zum Beispiel im IKEA-Katalog, in dem dann illustriert wird: Das ist ein ‚richtiges‘ Wohnzimmer – von diesen Idealen kann sich zwar auch bewusst abgegrenzt werden, als sozio-kulturelle Referenz bleiben sie aber in jedem Fall bestehen. Diese Dimensionen hängen teilweise auch zusammen. Das

wird beispielsweise am Konzept der sogenannten Wohnfähigkeit sichtbar, dass insbesondere junge Menschen in betreuten Wohnkontexten betrifft. Sie lernen dort richtig zu wohnen. Überprüft wird das von Sozialarbeiter*innen, die prinzipiell jederzeit vorbeikommen können, um zu schauen: Ist hier aufgeräumt, hast du deine Wäsche gewaschen, hast du einen regelmäßigen Tagesablauf. Dafür gibt es keine explizit festgelegten Kriterien, sondern diese Prüfungen finden in einem Betreuungsverhältnis statt, was unterstützen soll, welches aber zwangsläufig auch ein Disziplinierungsverhältnis ist. Schon mit dem Begriff Wohnfähigkeit wird affirmiert, dass es ein richtiges Wohnen gibt – und ein davon abweichendes, falsches Wohnen. Auch hier spielen starke Idealisierungen des Wohnens eine Rolle und auch Otherring-Prozesse werden sichtbar: Menschen, die ‚von Natur aus wohnen können‘ in Abgrenzung zu Personen, die erstmal beweisen müssen, dass sie es können.

AW: *Lass uns in diesem Kontext nochmal auf die rechtlichen Rahmenbedingungen zu sprechen kommen. In Berlin ist das Thema Wohnungslosigkeit in den letzten Jahren etwas sichtbarer als in anderen Städten. Im September 2021 hat der Berliner Senat den „Masterplan zur Überwindung von Wohnungs- und Obdachlosigkeit“ (Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales, 2021) vorgestellt. Was steht in dem Plan und wie schätzt du die Maßnahmen ein?*

HW: Einer der wichtigsten Punkte ist sicherlich, dass die vielen verschiedenen Stellen, die aktuell mit Wohnungs- und Obdachlosigkeit befasst sind, zukünftig beim Amt der Bürgermeister*in angesiedelt werden sollen. Den Begriff der Querschnittsaufgabe wiederum finde ich in diesem Zusammenhang total wichtig, weil das bedeutet, dass die Prävention und Bekämpfung von Wohnungsnot als Maßgabe für im Grunde alle Politik- und Verwaltungsbereiche gilt. Wie das in der Praxis umgesetzt wird, ist nochmal eine andere Frage. Das andere ist die Priorisierung von Housing First Ansätzen gegenüber anderen, an Bedingungen geknüpften Vermittlungswegen. Das finde ich auch richtig. Auch die Statistik, d.h. die Erfassung von Wohnungs- und Obdachlosigkeit, soll stärker institutionalisiert werden, wobei das ein zweischneidiges Schwert ist. Einerseits ist das wichtig, um die Sichtbarkeit und eine gewisse Awareness für Wohnungslosigkeit zu erhöhen. Für politische Entscheidungen ist das als Datengrundlage sehr wichtig. Zahlen sind da die Währung, die zählt. Andererseits sind der Obdachlosenzählung, die im Sommer 2021 zum ersten Mal stattgefunden hat, keine direkten Maßnahmen (z. B. der Ausbau von Notunterkünften) gefolgt. Außerdem entziehen sich einige Obdachlose bewusst dieser Statistik – u.a. aus Angst vor Abschiebungsverfahren. Das Misstrauen gegenüber jeglicher Art von staatlichen Stellen ist hier teilweise sehr

hoch. Weibliche Obdachlosigkeit läuft auch stärker unter dem Radar. Und auch die Grauzone von Wohnungslosigkeit wird über solche Zählungen natürlich nicht erfasst. Im dem Plan geht es aber nicht nur darum, Menschen aus der Wohnungs- und Obdachlosigkeit zu holen, sondern auch darum, Wohnungslosigkeit zu verhindern. Wenn sich ein sogenannter Wohnungsnotfall ankündigt, sollen die zuständigen Stellen viel schneller reagieren und tätig werden. Mietrückstände sollen so zum Beispiel innerhalb von zehn Tagen wieder nachgezahlt werden können, sodass der eigentliche Mietvertrag dann nicht in Gefahr gerät. Und wenn das klappt, ist das ein sehr effizientes Mittel. Aber es gibt aus Vermieter*innensicht auch andere Wege – wenn ich jemanden raushaben möchte – Formen der strategischen Entmietung, z.B. durch Bauarbeiten, wo dann Wasser oder Strom abgedreht wird, oder durch andere Formen von „Schikane“. Ganz viele Fälle der Grauzone von Wohnungslosigkeit werden durch den Plan insofern gar nicht berührt. Die großen Antworten darauf sind: man muss die Spekulation mit Wohnraum kontrollieren. Man muss eine Mietpreisdeckelung wieder einführen – und zwar nicht für einen kurzen, begrenzten Zeitraum, sondern dauerhaft und tatsächlich gekoppelt an die realen Einkommensverhältnisse der Bewohner*innen der Stadt. Und das sind aber natürlich alles Punkte, die werden es nicht in den Masterplan von Berlin schaffen. Hier kommen nicht nur

unterschiedliche Dimensionen, sondern ganz unterschiedliche Ebenen ins Spiel. In Berlin sind dies in den 1990ern das Ende der Wohngemeinnützigkeit – der Sinkflug sozialer Wohnungsbaugenossenschaften, die seitdem Rendite machen konnten und auch mussten. Diese Bewegung hin zur Profitabilität führte dazu, dass Wohnungen mit sozialer Bindung nicht mehr bereitgestellt wurden. Und das sind alles Entscheidungen, die gefallen sind, als es in Berlin noch viel Leerstand gab. Zudem gab es überall noch die Möglichkeit umzuziehen und noch günstig zur Miete zu wohnen, aber auch günstig Wohneigentum zu erwerben. Wie das so ist, werden die Konsequenzen dieser Entscheidungen eben erst 10 bis 15 Jahre später spürbar. Das sind langfristige Prozesse, die sich nicht durch eine einzelne Maßnahme beheben oder rückgängig machen lassen. Da gibt es nicht das eine Heilmittel. Meiner Einschätzung nach kann die Idee einer neuen Wohngemeinnützigkeit, die ja politisch auch schon breite Zustimmung erfährt, ein ganz wichtiger Hebel sein. Wenn Wohnen als Grundrecht und gesellschaftliche Aufgabe betrachtet wird, dann sollten die Bestrebungen sein Wohnraum dem Spekulations- und Finanzmarkt zu entziehen, und zu demokratisieren.

AL: *Liebe Hannah, vielen Dank für das interessante Gespräch!*

LITERATUR

Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales (2023). *Strategiekonferenzen zur Wohnungslosenhilfe*. <https://www.berlin.de/sen/soziales/besondere-lebenssituationen/wohnungslose/strategiekonferenzen/>

Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales (2021). *Sozialsenatorin Elke Breitenbach zum Masterplan zur Überwindung von Wohnungs- und Obdachlosigkeit bis zum Jahr 2030: ‚Wir brauchen einen solidarischen Pakt mit der Stadtgesellschaft!‘*. [Pressemeldung]. <https://www.berlin.de/sen/ias/presse/pressemitteilungen/2021/pressemitteilung.1122451.php>

Das Interview wurde von **Annabell Lamberth** und **Alina Wandelt** in Präsenz geführt und editiert. Lektoriert wurde es von **Michelle Giez** und **Andreas Schulz-Tomančok**.



AUS DER
REDAKTION

Polarisierte Welt(en) – Umkämpfte (Wohn-)räume?

Wohn- und Raumperspektiven beim DGS-Kongress 2022

von Annabell Lamberth

93

„Polarisierte Welten“. Unter diesem Motto fand der 41. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld vom 26. bis 30. September 2022 statt. In dem prall gefüllten Kongressprogramm wurden vielfältige Forschungsfragen behandelt und mit dem Großthema der Polarisierung in Verbindung gebracht. Zwar ist der Befund der Polarisierung innerhalb der soziologischen Forschung umstritten. Gleichwohl ist sie im Kontext anhaltender sozialer und politischer Krisen, Spannungen und Konflikte eine hochaktuelle Diagnose im öffentlichen Diskurs und somit für die Soziologie relevant. Da die zwei letzten DGS-Kongresse

in Berlin und Wien COVID-19-bedingt online abgehalten wurden, waren die Teilnehmenden dieses Jahr sichtlich durstig nach analogem Austausch, und die ausgelassene Stimmung in den Hallen und Seminarräumen der Bielefelder Universität deutlich spürbar. Der Austritt aus der digitalen Kachel zurück ins analoge Leben schien den Konferenzteilnehmer*innen nicht schwer zu fallen und auch ich, die zum ersten Mal analog am DGS-Kongress partizipierte, freute mich auf die vielen neuen Eindrücke und das spannende Programm. In der Haupthalle des 1970er-Jahre-Baus trafen Soziolog*innen und Soziologieinteressierte aufeinander, um sich an den Ständen unterschiedlichster

Verlag- und Fachausteller*innen, wie beispielweise Babara Budrich, Transkript, MAXQDA oder nachwuchswissenschaftlichen Magazinen wie dem Soziologiemagazin zu informieren. Ein Zusammenkommen zum informellen Plausch bot sich vor allem am späten Nachmittag an, als einige Austeller*innen zum Sektempfang einluden. Das umfangreiche Programm des Kongresses spiegelte die enorme Vielfalt soziologischer Themenfelder wider, die auf unterschiedlichste Weise das Motto „Polarisierte Welt(en)“ aufgriffen. Besonderes Interesse weckten bei mir die Beiträge aus dem Bereich der Stadt- und Raumforschung. Dieser Bericht kann jedoch keine Abhandlung aller im Rahmen der Stadt- und Raumforschung relevanten Beiträge leisten, sondern wird nur einige wenige Eindrücke zur Vertretung der räumlichen Perspektive auf dem DGS-Kongress schildern können. Dies liegt unter anderem daran, dass viele Panels parallel stattfanden, was es leider unmöglich machte allen Formaten mit stadt- oder raumsoziologischen Bezug beizuwohnen.

Polarisierungsdynamiken in Stadt, Raum und Politik

Meinem Eindruck nach waren Polarisierungsdynamiken in öffentlichen Räumen und auf dem Wohnungsmarkt, Fragen nach räumlicher Gerechtigkeit, sowie die Rolle

von Stadtpolitiken in diesem Zusammenhang ein zu Recht dominantes Thema auf dem DGS-Kongress. Die klassische, aber nach wie vor drängende Frage von Henri Lefebvre „Wem gehört die Stadt?“ war somit auch auf dem DGS-Kongress präsent. Darüber hinaus ging es auch um die Frage nach der Beziehung zwischen stadt- und raumtheoretischen Perspektiven, dem Verhältnis von öffentlichen und privaten Räumen, territorialen Stigmatisierungsprozessen und Aneignungspraktiken temporärer Wohnformen. Ebenfalls verhandelt wurde der Umgang deutscher Städte mit Erinnerungskultur, insbesondere ihrer kolonialen Vergangenheit.

Passend zur Thematik dieses Sonderheftes und der Prämisse, dass eine soziologische Perspektive auf das Wohnen Einsichten über grundlegende Strukturen und soziale Ungleichheiten in der heutigen Gesellschaft vermittelt, sollen nun Einblicke in zwei Veranstaltungen im Rahmen des DGS-Kongresses gewährt werden. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir die ad-hoc Gruppe „Aus der Wohnung, aus der Welt? Aktuelle soziologische Perspektiven der Wohnungslosigkeitsforschung“, die gemeinsam von Jan Weckwerth, Marco Heinrich, Frank Sowa, Timo Weishaupt und Christian Hinrichs organisiert wurde. Einen interessanten Einblick zu diesem Panel liefert auch Wiebke Liebhart (Redakteurin bei Soziopolis) im Rahmen des [„Bielefelder Splitter IV“](#). Das Panel thematisierte in fünf

Beiträgen den bislang in der Soziologie der Stadt und des Wohnens noch eher unterbelichteten Bereich der Wohnungs- und Obdachlosigkeit als Wohnformen jenseits des ‚Normalwohnens‘. Ziel der Veranstaltung war es, die bisher eher in der sozialen Arbeit verankerte Forschung zum Thema Wohnungslosigkeit auch in der Soziologie stärker zu verankern. Der Organisator der Gruppe, Jan Weckwerth, stellte zunächst einmal klar, dass das Thema Wohnungslosigkeit jegliche Form des unsicheren, prekären Wohnens ohne Mietvertrag umfasst. Wohnungslosigkeit meint damit nicht nur Obdachlosigkeit, sondern betrifft beispielsweise auch Personen, die für längere Zeit auf dem Sofa von Bekannten übernachten. Als obdachlos klassifiziert werden lediglich diejenigen, die im wahrsten Sinne des Wortes über kein Dach über dem Kopf verfügen.

Generell sei es wichtig die Heterogenität der von Wohnungs- und Obdachlosigkeit betroffenen Menschen zu berücksichtigen, da viele Gruppen im aktuellen Hilffsystem in ihren unterschiedlichen Bedürfnissen exkludiert werden. Die Forschung von Timo Weishaupt und Christian Hinrichs in Göttingen stellte anhand von Ergebnissen seiner Forschung heraus, dass insbesondere die Bedürfnisse weiblich gelesener Wohnungsloser durch das aktuelle Hilfsangebot nicht adäquat abgedeckt werden würden.

Der Frage, wie Wohnungslose diskursiv als *Andere* im Diskurs der sozialen Arbeit angerufen werden, widmeten sich Frank Sowa und Marco Heidenreich. Daran anschließend entstand auch eine rege Diskussion darüber, wie man die eigene Position in der Erforschung von Wohnungslosigkeit reflektieren und Fremdzuschreibungen möglichst vermeiden kann. Hier wurde unter anderem das im Bereich der postkolonialen- und Subjektivierungsforschung viel diskutierte Konzept des *Otherring* thematisiert. Dieses wird verstanden als Prozess, in dem Menschen als *Andere* konstruiert und von einem *Wir* differenziert werden. Diese Abgrenzung ist im Zusammenhang mit der Erforschung von Wohnungslosigkeit problematisch, da sie mit einer Distanzierung einhergeht, die *das Andere* als *das Fremde* herabsetzt bzw. eine Differenzierung von normalem und anormalen Wohnen und Lebensführungspraktiken impliziert.

Thematisiert wurde auch die Dimension des drohenden Wohnraumverlusts und methodische Zugänge zur Erforschung von (drohender) Wohnungslosigkeit. In diesem Kontext stellte Robert Tiede seine vorläufigen Forschungsergebnisse zum Umgang berliner Mieter*innen mit unsicheren Wohnverhältnissen vor. Zunehmend angespannte Wohnungsmärkte, die auf neoliberale (Stadt-)politiken sowie wirtschaftliche Entwicklungen der letzten Jahrzehnte zurückzuführen sind, wirken

sich enorm auf das Sicherheitsempfinden von Mieter*innen aus. Tiede widmet sich mit einem qualitativen Forschungsdesign der Frage, wie diese mit drohendem Wohnverlust umgehen. Die letzten beiden Beiträge erforschten die Situation wohnungsloser Menschen ethnographisch.

Während Andrea Protschky Infrastrukturpraktiken wohnungsloser Menschen in den Blick nimmt, die angesichts fehlender Zugänge zu Sanitäreinrichtungen ihre Körperfunktionen in besonderem Maße planen müssen, stellte Jan Harten Ergebnisse seiner ethnographischen Untersuchung der Situation wohnungsloser Menschen während der Pandemie vor. Die beiden letzten Vorträge führten insbesondere zu der Diskussion darüber, welchen Beitrag das gewonnene Wissen über die Praktiken wohnungsloser Menschen und den Exklusionsmechanismen, mit denen sie konfrontiert sind, zur Verbesserung ihrer Situation leisten könnte. Außerdem wurde die Frage aufgeworfen, wie das gewonnene Material den Betroffenen zugänglich gemacht und ein partizipativer Prozess angestoßen werden kann. Ergebnis war, dass es eine Fachtagung zu der Forschung in Göttingen geben soll, bei welcher der Thematik und vor allem der Perspektive der Betroffenen zu mehr Sichtbarkeit verholfen werden soll. Klar wurde jedenfalls, dass die Entstehung und Verfestigung von Wohnungs- und Obdachlosigkeit auf ein komplexes Wechsel- und Zusammenspiel

individueller, institutioneller und struktureller Faktoren zurückzuführen ist.

Das Panel bot interessante Einblicke in die Möglichkeiten und Herausforderungen in der Erforschung von Wohnungslosigkeit und Unsicherheiten auf dem Wohnungsmarkt. Außerdem ergaben sich gute Vernetzungsmöglichkeiten und das Angebot im Anschluss einem neu gegründeten Forschungsnetzwerks beizutreten, um dem bislang untererforschten Thema mehr Sichtbarkeit zu verleihen.

Der Frage, wie politische Gewalt im städtischen Raum verhandelt wird, nahm sich die ad-hoc-Gruppe „Stadt und politische Gewalt“, organisiert von Sybille Frank, an. In fünf Vorträgen wurden fünf empirische Fälle politischer Gewalt in den Städten Berlin, Halle, Frankfurt am Main und Leipzig vorgestellt. Dabei boten der Vortrag „Rechte Raumnahme, rassifizierte Konflikte und politische Polarisierung in Leipzig-Grünau“ von Paul Zschoke gegenüber dem Vortrag „Ambivalente Folgen politischer Gewalt im Kontext stadtpolitischer Proteste gegen Gentrifizierung in Leipzig-Connewitz“ von Annika Guhl, eine interessante Kontrastfolie, an der man Unterschiede im polizeilichen, öffentlichen und behördlichen Umgang mit politischer Gewalt in Städten beobachten kann. So konnte Zschoke zufolge in den 1990er Jahren eine scheinbare Duldung der rechten Raumnahme in Leipzig-Grünau beobach-

tet werden, während zwanzig Jahre später auf die politischen Gewaltausschreitungen in Leipzig-Connewitz mit der Ausrufung einer polizeilich erklärten Gefahrenzone reagiert wurde. Man könnte diesen unterschiedlichen Umgang zwar auf einen historischen Weiterentwicklungsprozess zurückführen, aktuell sei jedoch auch zu beobachten, dass in Deutschland Gefahrenzonen nur im Kontext linker Gewalt ausgerufen würden und keine aufgrund von rechter Gewalt.

Beide Veranstaltungen boten spannende Einblicke und thematisierten hochaktuelle soziale und politische Herausforderungen mit denen sich die Soziologie weiter beschäftigen sollte. Etwas unterbelichtet blieb meinem Eindruck nach in den beiden Veranstaltungen die Rolle der Architektur und der Stadt als gebauter Raum. Beispielsweise Fragen danach, welchen Einfluss defensive oder symbolisch aufgeladene Architekturen auf Polarisierungsdynamiken in urbanen Räumen haben, hätte ich sehr begrüßt. Hier hätte beispielsweise die Debatte um das Humboldt Forum in Berlin (Baunetz, 2021) oder das vermehrte Aufkommen von obdachlosenfeindlicher Architektur aktuelle, diskussionswürdige Punkte ausgemacht. So werden in den letzten Jahren beispielsweise auffällig häufig Orte, die Obdachlosen im öffentlichen Raum als Schutz vor Wind und Wetter dienen mit Blumenkübeln oder Fahrradständern bebaut (Buchholz, 2022).

Dennoch bot der DGS Kongress 2022 viele spannende Einblicke in die Verschränkung von Polarisierung, Stadt-, Raum und Wohnen. Besonders positiv ist hier zu erwähnen, dass viele Spektren des Wohnens und der kritischen soziologischen Betrachtung dieser abgedeckt wurden, indem materialistische Markt- und Eigentumsperspektiven (Sitzung: „Druck auf dem Wohnungsmarkt – Polarisierungsdynamiken im Zeichen marktförmiger Organisation des Wohnens“), Subjektivierungsperspektiven auf Wohnen, Wohnungslosigkeit und politische (gewaltvolle) Konflikte in Zusammenhang mit Wohngebenden, thematisiert wurden.

97

LITERATUR

Baunetz (2021). *Der Anfang vom Ende? Gegenpositionen zum Humboldt Forum*. https://www.baunetz.de/meldungen/MeldungenGegenpositionen_zum_Humboldt_Forum_7683983.html

Buchholz, B. (2022). *Zehn Beispiele für obdachlosenfeindliche Architektur in Hamburg*. <https://www.hinzundkunzt.de/hier-vertreibt-architektur-in-hamburg-obdachlose/>

Kill, N., Müller, J., Liebhart, W., Krämer, H., & Schultz, D. (2022). *Bielefelder Splitter IV: Donnerstag. Bericht vom 41. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bielefeld*. <https://www.soziopolis.de/bielefelder-splitter-iv-donnerstag.html#c7558>

Der Beitrag wurde lektoriert von **Michelle Giez und Konstantin Schiewers**.

MACH MIT!

... im Redaktionsteam

Eine E-Mail genügt! Wir suchen stets neue Gesichter mit frischen Ideen. Aktuell brauchen wir Unterstützung insbesondere für Review und Lektorat, Layout und Satz, Autor*innenbetreuung sowie für Social Media.

... als Autor*in in unserem Magazin

Schickt uns zu unserem aktuellen Call4Papers eure wissenschaftlichen Artikel. Außerdem nehmen wir in unseren Serviceteil „Perspektiven“ gerne auch Rezensionen, Tagungsberichte, Interviews oder andere soziologische Inputs mit auf.

... als Blogger*in

Schickt uns eure Ideen für Rezensionen aktueller soziologischer Bücher, eigene soziologische Blog-Beiträge oder Interview-Vorschläge an: [redaktion\[at\]soziologiemagazin.de](mailto:redaktion[at]soziologiemagazin.de)

Meldet euch bei uns oder leitet einen Hinweis auf uns in eurem soziologisch interessierten Umfeld weiter. Wir freuen uns!



www.sociologiemagazin.de

Redaktionsteam

Aljosha Kannewurf (B.A.), studiert Soziologie an der LMU München. Aufgaben: Lektorat.

Andreas Schulz (MA, M.A.), hat u.a. Soziologie in Leipzig, Bern und Wien studiert und ist derzeit Wissenschaftlicher Mitarbeiter am CMC-Institut der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW). Aufgaben: Autor*innenbetreuung, Lektorat.

Annabell Lamberth (B.A.), studiert Soziologie an der TU Berlin. Aufgaben: Vereinsvorstand, Heftkoordination, Lektorat.

Cathrin Mund (M.A.), promoviert am Lehrstuhl für Kultur- und Religionssoziologie an der Universität Bayreuth. Aufgaben: Vereinsvorstand.

Charlotte Huch (M.A.), hat Politikwissenschaft, Wirtschaftspsychologie und Internationale Politische Theorie studiert. und promoviert an der Uni Hamburg im Fachbereich Kriminologie. Aufgaben: Review.

Daniel Bräunling (M.A.), studierte Soziologie in Tübingen. Aufgaben: Vereinsvorstand, Social Media

Hannah Lindner (B.A.), studiert Soziologie in Frankfurt/Main. Aufgaben: Heftkoordination.

Helen Greiner (M.A.), studierte Soziologie in Frankfurt/Main. Aufgaben: Review.

Hendrik Erz (M.A.), hat Geschichte, Politikwissenschaften und Soziologie an der Universität Bonn studiert und ist derzeit Doktorand am Institut für Analytische Soziologie (IAS) an der Universität Linköping (Schweden). Aufgaben: Vereinsvorstand, Blogkoordination.

Konstantin Schiewer (B.A.): Studiert Politikwissenschaft und Jura in Frankfurt am Main. Aufgaben: Lektorat, Social Media.

Lucas Steger (B.A.), studierte in Konstanz Politikwissenschaften. Aufgaben: Vereinsvorstand, Finanzen, Anzeigen.

Michelle Giez (M.A.), hat an der LMU München Soziologie studiert. Aufgaben: Vereinsvorstand, Layout und Satz.

Nils Haacke (M.A.), hat Soziologie an der Universität Freiburg/Breisgau studiert. Aufgaben: Lektorat, Betreuung wissenschaftlicher Beirat.

Veronika Riedl (MA, BA), studierte Soziologie an der Universität Innsbruck, in Paris und in Montréal. Aufgaben: Review, Layout und Satz.

Danksagung

Das Soziologiemagazin wird – samt dem dazugehörigen Verein – ausschließlich von ehrenamtlich arbeitenden Menschen getragen: Studierende und Absolvent*innen der Soziologie und/oder verwandter Fächer, aber auch Promovierende sowie den wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen und Professor*innen, die sich bei uns als wissenschaftliche Beiräte engagieren. An all diejenigen möchten wir auch diesmal ein herzliches und großes Dankeschön aussprechen. Danke für Eure und Ihre Energie, für die investierte Zeit und Mühe, für Diskussionen und Absprachen sowohl in der Redaktion als auch mit den Autor*innen. Ein solches Engagement ist nicht selbstverständlich und soll deshalb an dieser Stelle dezidiert bedacht, genannt und gewürdigt werden! Des Weiteren durften wir uns auch diesmal mit zahlreichen und diversen Beiträgen auseinandersetzen; vielen Dank an die dazugehörigen Autor*innen, die Lust, Zeit und vielleicht in manchen Fällen auch Mut gefunden haben, ihre Artikel einzusenden und sich dem Review-Verfahren zu stellen. Ohne solche Einsendungen und Rückmeldungen wäre unsere Arbeit frustrierend oder sogar schlicht unmöglich. Außerdem bedanken wir uns beim Verlag Barbara Budrich für die produktive und zuverlässige Zusammenarbeit. So, und das letzte große Dankeschön geht an die Leser*innen unserer Magazine und des Blogs und an die Menschen, die uns auf Facebook, Twitter und YouTube folgen. Aufgrund Eurer starken Unterstützung macht es uns wiederum großen Spaß, das Magazin – mit allem, was dazu gehört – auf die Beine zu stellen und damit auch weiterhin eine Publikationsplattform für Studierende und Promovierende der Sozialwissenschaften zu bieten.

MAGAZIN FÜR STUDIERENDE UND SOZIOLOGIEINTERESSIERTE

SOZIOLOGIE MAGAZIN

Publizieren statt archivieren

#2
2022

Auseinanderdriften

Polarisierung, Radikalisierung und Konflikt

Verhaltenslehren der Wärme von Hannah Lindner | Expert*innen und
Lai*innen von Paul Weinheimer | Vermittlung zwischen polarisierten
Differenzen von Miriam Tekath | Schüler*innen beruflicher Schulen –
eine polarisierte Zielgruppe? von Paul Lachmann

Heft 26 | Jg. 15 | 2022 | Print 13,00 € | E-Journal www.sozioologiemagazin.de

Außerdem: Soziologiemagazin goes DGS Kongress 2022 | Konferenz- und Tagungstermine
2023 | Ausgewählte Fachliteratur



HEFT 2/2022
ERHÄLTlich ONLINE & IN PRINT!

www.sozioologiemagazin.de

Impressum

HERAUSGEBER

soziologiemagazin e.V.

Professur für Gesellschaftstheorie & Sozialforschung
Goethe Universität Frankfurt am Main
Theodor-W.-Adorno-Platz 6
60323 Frankfurt am Main

RECHTSSITZ: Halle (Saale)

VEREINSVORSTAND (VISDRP)

Hendrik Erz (Vorsitz)
Michelle Giez (stellv. Vorsitz)
Lucas Steger (Finanzen)

Marc Blüml
Daniel Bräunling
Annabell Lamberth
Cathrin Mund

vorstand@soziologiemagazin.de

REDAKTION

Aljosha Kannewurf, Andreas Schulz, Annabell Lamberth,
Cathrin Mund, Charlotte Huch, Daniel Bräunling, Dominik
Dauner, Emma Schaber, Hannah Lindner, Helen Greiner,
Hendrik Erz, Jan Schuhr, Konstantin Schiewer, Lucas
Steger, Luisa Bischoff, Marc Blüml, Markus Kohlmeier,
Michelle Giez, Nils Haacke, Tamara Schwertel, Tobias
Bauer, Veronika Riedl

FRAGEN BITTE AN

redaktion@soziologiemagazin.de

LAYOUT UND SATZ: Annabell Lamberth

TITELBILD: Foto von Lisa Schumann

ANZEIGEN

Ansprechpartner: Lucas Steger

anzeigen@soziologiemagazin.de

Es gilt die Anzeigenpreisliste vom April 2021.

WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT

Prof. Dr. Clemens Albrecht, Prof. Dr. Brigitte Aulenbacher,
Prof. Dr. Birgit Blättel-Mink, Prof. Dr. Ulrich Bröckling, Prof.
Dr. Aldo Haesler, Prof. Dr. Ernst von Kardorff, Prof. Dr. Hubert
Knoblauch, Prof. Dr. em. Reinhard Kreckel, Prof. Dr. Thomas
Kron, Dr. Diana Lindner, Prof. Dr. Kurt Mühler, Dr. Yvonne

Niekrenz, Dipl. Sozialwirt Harald Ritzau, Dr. Cornelia Schad-
ler, Dr. Imke Schmincke, Dr. Jasmin Siri, Dr. Irene Somm,
Prof. Dr. Manfred Stock, Dr. Sylvia Terpe, apl. Prof. Dr. Udo
Thiedeke, Prof. Dr. Georg Vobruba, Dr. Greta Wagner, Priv.-
Doz. Ass.-Prof. Mag. Dr. Bernhard Weicht

ERSCHEINEN UND BEZUGSBEDINGUNGEN

E-JOURNAL: kostenlos

Das digitale Angebot ist abrufbar unter:

www.soziologiemagazin.de

Sonderheft 8, 2023

© 2023 Soziologiemagazin

© 2023 Dieses Werk steht unter der Creative Commons-Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>. Das Heft steht auf der Webseite des Soziologiemagazins zum kostenlosen Download bereit.



SOZIOLOGIE MAGAZIN

Publizieren statt archivieren

coming soon!
#1/2023
Kunst

Coming soon!

Unser neues Heft 1/2023

Was kann die Kunst?

Soziologische Annäherungen an politische und
politisierende Potentiale künstlerischer Interventionen

Die Soziologie als Disziplin prägt ein komplexes Verhältnis mit der Kunst. Dabei ist Kunst, egal in welcher Form – Literatur, Theater, Film, u.v.m. – immer auch Ausdruck der sozialen Realität, in der sie entsteht, und wirkt auf diese zurück. Was 'kann' also die Kunst in einer Gesellschaft, in der Kreativität zum neuen Imperativ wird und wie können wir soziologisch darüber nachdenken?

Der Bereich der Kunstsoziologie beispielsweise setzt sich mit dem Verhältnis von Kunst und Gesellschaft auseinander. Wie kann ein Verständnis der Kunstproduktion, -rezeption und -vermittlung unser Verständnis gesellschaftlicher Verhältnisse und Entwicklungen vertiefen? Wer definiert, was Kunst und wer Künstler*in ist? Auf welchen Ebenen lässt sich Kunst soziologisch betrachten?

Kunst ist jedoch weit mehr als nur 'Spiegel' der Gesellschaft. So werden künstlerische Werke nicht selten als Anstoß für öffentliche Debatten, z. B. um die Freiheit künstlerischer Darstellung verstanden. Politischer Aktivismus und Protestkunst gehen oftmals Hand in Hand und können somit einen Beitrag zum gesellschaftlichen Wandel leisten.

Dabei stellen sich auch Fragen nach dem Selbstanspruch der Künstler*innen, der Deutungshoheit über ihre Werke sowie der Autonomie der Kunst an sich.

Kunst hat zudem das Potenzial, nicht nur soziologische Forschungsdesigns fruchtbar zu ergänzen, sondern auch Diskussionen über epistemische und methodologische Fragen anzuregen. Welchen Aushandlungsprozessen unterliegt das interdisziplinäre Verhältnis zwischen Kunst und Wissenschaft? Welche Rolle spielt die Kunst als Feld und Medium der Wissensproduktion? Inwiefern können Mittel der zeitgenössischen Kunst den Wissenstransfer und die Wissenschaftskommunikation inspirieren?

Das Soziologiemagazin legt Wert auf Chancengleichheit und Diversität. Wir ermutigen daher insbesondere Frauen* und Personen, die einer in der Nachwuchswissenschaft unterrepräsentierten Gruppe zugehörig sind, zu einer Einsendung. Für Fragen zum Thema Gleichstellung und zu unserer Position stehen Euch unsere Ansprechpartner*innen unter [gleichstellung\[at\]soziologiemagazin.de](mailto:gleichstellung[at]soziologiemagazin.de) gerne zur Verfügung.